



Abrahams Opfer.

Eine Erzählung aus dem Barenkriege von **Gustaf Janson.**

(Fortsetzung.)

Es war Abend. Van der Rath und sein Begleiter kauerten hinter einem Felsen nieder, der ihnen Schutz gegen den Wind bot. Rings Stille und Dunkel; die Nacht hüllte vorsichtig ihren dichten Schleier um die

Erde, nur einige bleiche Sterne leuchteten in weitester Ferne zwischen den Wolkensegen, als wollten sie verwundert fragen, ob das, was sich zugetragen, Wirklichkeit oder nur ein böser Traum wäre.

Als ein schwacher Streifen den neuen Tag verkündete, erhoben sie sich von ihrem feuchten Nachtlager, sattelten ihre Pferde und ritten weiter. Den Wahrzeichen des Krieges auf ihrem Weg fragten sie kaum mehr nach, sie waren an den Anblick niedergebrannter Höfe, halbaufgelöster Kadaver und großer Haufen von

Trümmern gewöhnt. Verschiedene Anzeichen deuteten darauf hin, daß sie sich in der Nähe einer der kämpfenden Armeen befanden. Ihr Selbsterhaltungstrieb wurde geweckt, und sie beobachteten eine Vorsicht, die sie vor allen unangenehmen Ueberraschungen schützen mußte. Es lag Spannung in der Luft, eine Ahnung sagte ihnen, daß etwas geschehen würde; ihre Augen spähten forschend in alle Winkel und Ecken, und van der Rath wurde von dem Erwarteten vollständig aus seinem Halbschlaf herausgerissen.



Der Brand des königlichen Hoftheaters in Stuttgart in der Nacht vom 19./20. Januar, vom Schloßplatz aus gesehen. Nach der Natur gezeichnet von Th. Volz.
(Text S. 323.)

Die Pferde waren ausgeruht und versierten freiwillig in einen raschen Trab, der die Reiter schnell auf einen breiten Höhenzug führte, von dem sie einen Ueberblick über die ganze Gegend zu gewinnen hofften. Und als sie droben angelangt waren, bot sich ihnen ein Schauspiel, das ihr Blut schneller durch die Adern strömen machte. Unter ihnen dehnte sich eine große Ebene aus, fern im Norden von zwei hohen Kopjes begrenzt, um die ein wimmelndes Leben herrschte.

„Die Unsrigen!“ rief Westhuizen aus und schickte sich an, sein Pferd zu einem raschen Tempo zu spornen, aber van der Rath hielt ihn zurück und zeigte stumm gegen Westen.

Höchstens vier Meilen von ihnen entfernt zog eine andre Armee über den gleichen Bergrücken, auf dem sie hielten. Artillerie rasselte den westlichen Abhang herauf und stürzte den östlichen hinab, berittene Infanterie sprengte in gleicher Richtung vorwärts, und drunten bereitete ein Lancierregiment sich zum Angriff vor. Auf seinem Platze hatte van der Rath mit seinem Begleiter eine Aussicht, die ihrem Blick nichts entgegen ließ. Sie sahen die Verfolger, die sich am nächsten befanden, eine ungeheure Schnelligkeit entwickeln. Abteilungen zu Pferd und zu Fuß brausten den Abhang herab, und auf der Ebene bildeten sich die Schützenlinien, die durch das hohe Gras nach den Berggipfeln vordrangen. Eine Batterie prokte ab und sandte einige Granaten dorthin, weil aber die Entfernung zu groß war, so prokte sie wieder auf und fuhr weiter. Halbwegs auf die Ebene gelangt, begegnete ihnen ein unerwartetes Hindernis. Männer eilten gleich eifrigen Ameisen, deren Hausen eine große Gefahr bedroht, eine Zeitlang hin und her. Dann wurden die Zugtiere ausgespannt, die Reute erfaßten Lafetten und Räder, und die Kanonen rollten eine nach der andern einen steilen Abhang hinab, der sie und die Zerstörungswerkzeuge bald den Blicken der beiden Zuschauer entzog.

„Dort drunten fließt ein Bach vorüber,“ sagte Westhuizen und fügte höhnisch hinzu: „er muß jetzt ganz wild sein.“

Van der Rath nickte. Er hatte eine Weile über etwas nachgedacht, er schien die Gegend wieder zu kennen und suchte in seinem Gedächtnis. Gewiß, er irrte sich nicht, es war der gleiche Platz, wo er vor nicht langer Zeit im Kraal hinter der verlassenen Farm Koopmans standgehalten hatte. Der Bach, nach dem die Kanonen hinabgeführt wurden, war der gleiche Sloop, in dem ein feindliches Bataillon sich verborgen gehalten hatte, um ihn in eine Falle zu locken. Damals hatte ein glücklicher Zufall seine Truppe gerettet, und jetzt leistete der Bach der Vließ einen großen Dienst, indem er das Vorrücken des Feindes hinderte. Daß er die Gegend nicht sogleich wieder erkannt hatte, rührte davon her, daß er damals von Süden her über die Karroo geritten war, während er sich jetzt mehrere Meilen westlich davon befand, indem er fast von der entgegengesetzten Seite kam. Sein Gedächtnis half ihm, der Instinkt sagte ihm, was geschehen war, und er nickte zufrieden, als der Nachtrupp der Buren in den Paß einlenkte, während die Engländer noch immer arbeiteten, um das Hindernis zu überwinden, das die Strömung ihnen unerwartet in den Weg legte. Es wurde ihm auf einmal klar, wie alles zugegangen war. Die Engländer hatten ihre beweglichen Gegner aus den Augen verloren, ein paar Tage lang waren sie in der gleichen Richtung vorwärts gestürzt, in der sie sie zuletzt gesehen hatten, und als sie fanden, daß die Buren einen neuen Weg eingeschlagen hatten, waren sie von ihrer Marschroute abgewichen, hatten sich aufs äußerste angestrengt, um die verlorene Zeit wieder einzuholen. Schließlich hatten sie die Gefuchten auch gefunden und nun einen Stoß gegen die Flanke der Retirierenden gerichtet.

Wenn alles wie erwartet zugegangen wäre, so würde die Schlacht vernichtend gewesen sein. Aber der Vließ war mit gewohnter Vorsicht auf der Hut. Er hatte keine Zeit verloren, sondern war Tage und Nächte hindurch vorgerückt, und als der Feind ihn endlich fand, traf der Angriffstoß nicht einmal seinen Nachtrupp, dessen letzte Glieder sich in guter Ordnung zwischen den beiden Kopjes entfernten. Ohne Zweifel würde einer der gewöhnlichen erbitterten Nachhutkämpfe sich entsponnen haben, wenn nicht der kleine Fluß tobend und schäumend zwischen seinen hohen Ufern dahingeschossen wäre. Diesmal hatte sich der Vließ wieder aller Wahrscheinlichkeit nach mit einigen Stunden Vorsprung gerettet.

„Jetzt gilt es, sie aufzufinden,“ murmelte Westhuizen, nachdem er den letzten Bur gemächlich sich hatte entfernen sehen.

Ohne ein Wort zu erwidern, richtete van der Rath die Schnauze seines Pferdes gegen Osten und zwang es zu einem scharfen Trab. Was er gesehen, hatte ihm seine Spannkraft wiedergegeben, und er wußte sogleich, was sie zu thun hatten. Sie mußten die Abteilungen der Verfolger umgehen, vielleicht einen halben Tag dafür opfern, aber zwei einzelne Männer be-

wegten sich mit dreimal größerer Schnelligkeit als eine marschierende Armee, und wenn sie nicht auf unvorhergesehene Schwierigkeiten stießen, so konnten sie sicher darauf zählen, ihre Freunde am Nachmittag einzuholen. Westwärts zu reiten, würde sie auf die Marschlinie des Feindes geführt haben, die sich wahrscheinlich eine bedeutende Strecke weit ausdehnte. Die Truppen, die sich drunten auf der Ebene zeigten, bildeten bloß die Spitze einer starken Kolonne, deren Hauptstärke ebenfalls gegen Osten zog, um, sobald sie in Erfahrung hatte bringen können, in welcher Richtung der Vließ marschierte, nach Norden vorzurücken.

Van der Raths Vermutungen trafen in allen Teilen zu. Als er mit Westhuizen den Fluß erreichte, fanden sie nach einigem Suchen eine Furt und standen bald am andern Ufer. Sie ritten vorsichtig über die Ebene hinaus, über die gleiche Karroo, wo van der Rath die Feuertafel empfangen hatte, und nach einer Schwenkung gegen Norden, die sie den Artilleristen bedenklich nahe brachte, von denen mehrere bis an die Schultern im Wasser standen und an den Kanonen arbeiteten, bogen sie wieder nach rechts ab. Sie ritten jetzt auf Koopmans Farm zu, um, durch die Gebäude und den Kraal geschützt, sich an den Feinden vorüber zu schleichen. Wie gut sie die Zeit auch angewendet hatten, so näherte sich doch schon der Mittag, und trotzdem waren sie genötigt, die Pferde eine Stunde rasten zu lassen. Es war am klügsten, ihre letzten Kräfte zu schonen, da keiner wußte, welche Gefahren sie noch erwarteten.

Während Westhuizen noch auf dem Hof verweilte, begab sich van der Rath hinaus auf den Dachboden des Hauses, um zu versuchen, die Lage und die Absichten des Feindes zu erpähnen. Den Artilleristen war es gelungen, drei Kanonen ans andre Ufer zu bringen. Sie beschäftigten sich augenblicklich mit den Zugtieren, die gehorsam der Mannschaft folgten und durch das Wasser schwammen. Zwei Compagnien Infanterie waren ebenfalls hinübergegangen und ordneten sich zum Vormarsch, während eine Kavallerieabteilung langsam sich dem Passe näherte, um zu erforschen, ob er besetzt war. Und fern im Westen zogen dunkle Linien über die Fläche der Ebene, von deren frischem Grün sie sich deutlich abhoben. Aber statt sich den Vortruppen am Bach anzuschließen, schlug die Hauptabteilung unerwartet eine andre Richtung ein, und als van der Rath sie eine Weile betrachtete, sah er ein, daß der Vließ noch lange nicht gerettet war. Die Marschkolonnen, die in dieser Entfernung sich schneckenartig zu bewegen schienen, näherten sich in Wirklichkeit schnell einem Punkt bedeutend nördlich vom Passe, und wenn der letztere von der Vließ Reuten besetzt war, mußte wenigstens die dort befindliche Abteilung in wenigen Stunden abgeschnitten und umzingelt sein.

Der Augenzeuge auf dem Dachboden der verlassenen Farm konnte nicht anders als den General bewundern, der die Bewegungen des Feindes leitete. Als er seinen ersten Plan von dem beweglichen Gegner durchkreuzt sah, hatte er schnell einen neuen entworfen. Statt eigensinnig nach der zum voraus bestimmten Stelle zu stürmen, wählte er sich ein neues Ziel für seinen Marsch und beorderte die Hauptstärke nach einer andern Seite. Eine Jagd auf Leben und Tod stand bevor, und das Blut würde binnen kurzer Zeit in Strömen fließen. Die Avantgarde erfüllte ihre Aufgabe, den Paß zu forcieren, und unterdessen zog die Hauptstärke gegen Nordosten, aber westlich von den beiden Kopjes, wodurch ihr Weg um die Hälfte verkürzt wurde. Es waren die Schneiden einer Riesenschere, die in die rechte Lage gedracht wurden; bald würden sie zusammenklappen, um die kleine Armee von der Vließ in zwei Teile zu zerschneiden.

Die Kanonenschüsse waren bloß eine Herausforderung, die zu beantworten die Buren zu klug waren. Obwohl die Gegner einen Augenblick ihnen an Zahl nachstanden, wußten sie doch, daß ihnen jede Minute Verstärkungen zugeführt wurden, während gleichzeitig ihre eigne Hauptstärke sich weiter und weiter entfernte. Ihre einzige Aufgabe bestand darin, den Rückzug zu decken, und wurde ihnen dazu hinreichend Zeit gelassen, so waren sie zufrieden. Aber wurde der Paß wirklich besetzt gehalten, und van der Rath glaubte dies aus guten Gründen nicht bezweifeln zu können, so waren die Verteidiger einer ungeheuren Gefahr ausgesetzt, sofern sie sich nicht zurückzogen, bevor der Feind von Norden her das Kopje umging.

Eine Gewehrpatrone krachte plötzlich von den Steinen drüben, und die Lancierpatrouillen, die in Schutzweite gekommen waren, machten urplötzlich kehrt und zerstreuten sich auf der Ebene. Van der Rath hatte die Antwort auf seine Frage erhalten, und eiligt stieg er vom Dachboden herab. Wie viele Freunde im Paß waren, das wußte er nicht, aber ob wenige oder viele, gleichviel, er wollte sie retten. Er wußte, wie verführerisch es den Buren erscheinen würde, ihre ausgezeichnete Stellung zu verteidigen, und er fürchtete sehr, daß sie sich tatsächlich dazu verleiten ließen. Dann aber war ihr Untergang sicher; der Plan der Engländer lief augenscheinlich nur darauf aus, sie im

Passe festzuhalten, deshalb war ihr Angriff von Süden her schwerlich ernst gemeint. Sobald van der Rath dies klar geworden war, that er, was die Umstände erforderten. Er stürmte hinaus auf den Hof, wo Westhuizen saß, und die Pferde weideten, sprang in den Sattel und rief lakonisch:

„Komm!“

Der andre ahnte, daß etwas geschehen war, und verlangte keine Erklärung; er kletterte auf seinen Gaul, gab ihm die Sporen und folgte dem Kameraden. In schwindelnder Eile ging der Ritt gegen Nordwesten. Nach vorn geneigt, so daß die Wädhnen der Pferde ihre Gesichter peitschten, stürmten die beiden Reiter von dannen, und Westhuizen, der bald an die Seite van der Raths gelangte, sah ihn fragend an.

„Dorthin!“ leuchtete dieser und wies nach dem östlichen Kopje. „Dann — wenn wir dort vorüber sind — nach links. Die Unsrigen — sind im Paß — die Rotröcke bald — hinter ihnen.“

„Hinter ihnen?“

Van der Rath nickte und schlug das Pferd mit der flachen Hand.

Westhuizen hatte verstanden, und die Sporen der Männer gruben sich unaufhörlich in die Flanken der Pferde, sie zu immer größeren Anstrengungen anreizend.

Nach einstündigem Gewalttritt befanden sie sich am Fuß des Kopjes, dessen östlichem Abhang sie so nahe als möglich folgten. Sie kamen auf rauhes Gelände, wo überall scharfe Felsstücke zerstreut lagen, und die Pferde begannen zu straucheln und zu hinken, so daß die Männer genötigt waren, sie verschnaufen zu lassen. Aber bald machten sie sich wieder auf den Weg, und zu ihrer Freude erreichten sie nun ebenes Feld, wo sie in Carriere reiten konnten.

Westhuizen stieß einen lauten Jubelruf aus; er hatte entdeckt, daß sie nur noch eine kurze Strecke bis zur nördlichen Mündung des Passes zu reiten hatten. Van der Rath sammelte seine Gedanken, er fühlte sich wieder als Feldkornett, von dessen Aufmerksamkeit das Wohl und Weh vieler abhing. Er hielt inne und ließ sich eine Minute Zeit zur Orientierung.

Links von ihm erhoben sich die schroffen Wände des Kopjes in die Luft, und aus der Ferne waren nur einem geübten Ohr vernehmbare Gewehrschüsse zu hören. Rechts senkte sich das Gelände sanft abwärts, eine neue Ebene dehnte sich vor seinen Blicken aus. Er fuhr zusammen, als er dorthin sah. In der Entfernung einiger Meilen bewegte sich eine ordnungslose, zusammengedrängte Masse, wogte in wilder Verwirrung eine gewaltige Menschenherde und jagte aus allen Kräften gegen Norden, nach den Bergen, die sich am Horizont erhoben. Das war der Vließ' Armee, die vor der Uebermacht floh. Er beschattete mit der Hand die Augen und strengte sie aufs äußerste an, indem er gegen Westen blickte. Er stieß einen tiefen, erleichternden Seufzer aus, dort war glücklicherweise noch nichts zu sehen; sie fanden also noch Zeit. Er forderte Westhuizen auf, weiter vorwärts zu sprengen und das Signal zu geben, sobald der Feind sich auf der andern Seite zeigte; er selbst ritt nach dem Paß hinüber.

„Halt — wer da?“

Van der Rath winkte mit der Hand. Es war echtes Rappholländisch, und obgleich die Anrede so unfreundlich wie nur möglich klang, schmeichelte sie doch seinen Ohren.

„Gut Freund!“ rief er, froh darüber, sich bei seinen Reuten zu befinden. „Gut Freund!“

Eine schmutzige, zerlumpfte Gestalt erhob sich hinter ein paar Steinen und kam auf ihn zu, aber nur, um sogleich wieder stehen zu bleiben und überrascht auszurufen:

„Der Feldkornett?“

„Was? Bist du es, Joseph Fild?“

Der Mann reichte ihm seine Hand, eine harte, schwielige Faust, und van der Rath ergriff sie so zärtlich, als berührte er eine zerbrechliche Kostbarkeit. Er war bei den Seinigen, alles Alte schlug ihm entgegen, und was dazwischen lag, war vergessen — für eine Weile. Er beugte sich nieder und richtete eine Frage an den jungen Fild.

„Wir bilden die Nachhut der Armee,“ lautete die Antwort, „die Reihe ist an uns.“ Und als van der Rath eine leicht erklärliche Verwunderung darüber bezeugte, ihn so weit hinter den Kameraden zu finden, hielt er seinen linken Arm in die Höhe, der mit einem blutbesteckten Fegen verbunden war. „Verwundet,“ sagte er kurz.

„Aber reiten magst du wohl?“

„Hier wird nicht danach gefragt, was man vermag oder will. Hier gilt es, zu stehen oder zu fallen.“

Der bittere Ton und die heftige Gebärde, welche die Worte begleitete, sagten dem Frager mehr, als er wissen wollte. Aber er hatte keine Zeit, näheren Aufschluß einzuholen. Er befahl Fild, der Vließ aufzusuchen und ihm die umgehende Bewegung der Engländer zu berichten; er selbst ritt weiter vorwärts in den Paß. Die spärlich fallenden Schüsse verrieten, daß

der Angriff auf sich warten ließ, und dies bestärkte ihn in seiner Vermutung über die Absichten des Feindes. Er trieb sein Pferd an und erreichte nach einiger Zeit eine Stelle, wo er, von einem Felsblock geschützt, das zusammengebrochene Kommando Dornenburgs zwischen den Steinen liegen sah. Er betrachtete die Freunde und schüttelte traurig den Kopf; sie zählten kaum mehr vierzig Mann. Aber es blieb keine Zeit zum Nachdenken; mit dem gewöhnlichen Signal rief er die Freunde zu sich, und als sie, nachdem sie zurückgetrocknet waren, sich darüber verwunderten, so unerwartet ihren Feldkornett wiederzusehen, und ihn umringten, schilderte er ihnen die Lage und ordnete den Rückzug an. Er hätte gern noch vieles andre gethan, ihre Hände gedrückt, sie umarmt und laut ihre Namen gerufen, aber der Feind zögerte nicht. Mit wahnsinniger Eile war der Krieg hinter ihnen, und die Sekunden enteilten eine nach der andern. Er fragte sich stumm, ob er ihnen nicht berichten sollte, was daheim geschehen war, ihre Augen flehten um Auskunft über Verwandte und Bekannte, aber es mußte unterbleiben; die Zeit, das einzige Unersehbliche, enteilte ihnen.

Der alte Jan van Gracht, der in seiner Abwesenheit den Befehl über die kleine Schar geführt hatte, gab ihm einen herzhaften Knuff in die Seite. Der Alte war froh darüber, daß er von einer Verantwortlichkeit befreit wurde, die schwer auf seinen Schultern gelastet hatte; er legte in seiner stillen Weise seine Freude darüber an den Tag, daß van der Rath wieder erschienen war.

„He, Abraham, du bist doch wieder zurückgekommen.“ Er war von allen der einzige, der sich selber gleichgeblieben war, nur etwas knorriger und steifer war er geworden. Aber die übrigen? Van der Rath blickte von dem einen zum andern, und die Bangigkeit, die ihn beim Eintritt in den Paß ergriffen hatte, wuchs. Als sie sich dann um ihn bewegten, nachdem ein jeder zum letztenmal sein Gewehr nach der Ebene hinaus abgefeuert hatte, um dann ihre Pferde zu besteigen und dem Anführer zu folgen, da entging nicht die geringste Einzelheit seinen Augen.

Es war eine Gesellschaft abgehärteter, kräftiger Männer auf struppigen, mageren Pferden, aber Lumpen hingen um sie, Schmutz bedeckte alles, und ihre Bewegungen waren nicht so bestimmt, wie er es zu sehen wünschte. Man las den tiefen Schmerz der zahlreichen Niederlagen auf den düsternen Gesichtern dieser Männer, die ohne Hoffnung oder Glauben an zukünftigen Erfolg ihre Pflicht thaten; es lag etwas Großartiges in ihrem Wesen. Die gesuchten Züge der jungen Leute und die wolkenbedeckten Stirnen der Alten erzählten in stummen Runen eine wunderliche Geschichte; sie waren Helden einer welthistorischen Tragödie, zu deren letztem Akt der Vorhang schon in die Höhe gezogen war. Mit trotziger Haltung das Schicksal herausfordernd und mit unveränderter Miene seine Schläge entgegennehmend, gedachten sie stehen zu bleiben wie ein Mann und mit ihrer Sache zu fallen; sie fürchteten gar nichts mehr und zogen sich zurück, während sie eine ersetzte Gelegenheit abwarteten, um derb zuzuschlagen und viele andre im Falle mit sich zu ziehen.

Sie kamen aus dem Paß heraus, an dessen Ausgang Westhuizen wartete und ihnen von weitem winkte, sich zu beileben. In gestrecktem Galopp brauste die Truppe über die Ebene, wo die Höhen im Westen einstweilen den Feind verbargen, der mit der gleichen Schnelligkeit vorwärts stürmte. Ein zweistündiger Ritt brachte ihn in die Nähe der Nachzügler der zurückreitenden Abteilung; sie trafen auf einige verwundete, ermattete Reiter, ein paar Wagen, deren Lenker schweißtriefend arbeiteten unter fruchtlosen Versuchen, mit den Peitschen die Ochsen zu rascherer Gangart anzutreiben, und etwa zwanzig Fußgänger, die ihre letzten Kräfte aufboten und vorwärts liefen, um in die Nähe der Berge im Norden zu kommen, wo sie vor den Augen der Verfolger sicher zu sein hofften.

Dornenburgs Kommando folgte seinem Chef, den eine unbestimmte Sehnsucht rastlos vorwärts trieb, de Vlieg aufzufinden. Van der Rath glaubte die Niederlage hinter den Höhen im Westen lauern zu sehen, die Luft war erfüllt von Schreien, und eine peinvolle Beklemmung ergriff ihn. Aber er redete sich ein, daß alles sich ändern würde, sobald er nur den Kommandanten trafe, seine Stimme hören und seine Hand drücken könnte. Nachher hatte er seine eigne Aufgabe zu erfüllen, denn nun wußte er sicher, daß er für diesen Tag ausgespart worden war; da wollte er sterben, auf dieser Ebene sollte sein Schicksal in Erfüllung gehen, und er war froh darüber, wie ein Mensch, der endlich das Ziel vor Augen zu haben glaubt, nach dem er sich während vieler unerträglicher Tage und Nächte gesehnt.

Der Reitertrupp nahm seinen Weg an den letzten Flüchtlingen vorbei, ritt einige Zeit neben einer Viehherde, Proviant in lebendiger Form, der überall mitgeschleppt werden mußte. Man winkte von weitem einem Hundert Burenjünglingen einen Gruß zu, die in

guter Ordnung gegen Norden trabten, und durchkreuzte eine lange Reihe von Wagen, die alle in der gleichen Richtung fuhren.

„Der Kommandant?“ rief van der Rath einigen Männern zu, die auf einem Steinhäufen standen und über die Ebene hinter ihnen spähten. Einer der Männer wies nach rechts, und sie steuerten dorthin.

Die ungefähr zehn Meilen breite Ebene, die im Norden von der Gebirgskette und im Westen von dem langgedehnten Abhang begrenzt wurde, auf dessen Höhenlamm sie jeden Augenblick den Feind zu sehen erwarteten, lag flach und weit vor ihnen. In ihrer Mitte befand sich eine tiefe Senkung, durch die sich instinktmäßig der lebendige Strom zog, weil ihm die Kraft fehlte, die hohen Ufer zu erklettern. Hier wogte ein regelloser Haufe, von dem verworrene Laute emporstiegen und ein chaotisches Gebrause bildeten, aus dem sich dann und wann einzelne Rufe erhoben, um schnell wieder zu ersterben und in dem Gewirr zu verhallen.

Gerade in diesen Wirrwarr, der mit jeder Sekunde sich vergrößerte, suchte van der Rath mit seinen Begleitern einzudringen, aber die Hindernisse häuften sich vor ihm, und jeder Versuch, Ordnung in dieses Chaos zu bringen, erwies sich als fruchtlos. Schließlich waren sie genötigt, neben einer Mauer von Wagen und Fuhrwerken stehen zu bleiben, die in dem eiligen Wettrennen vor den unbekannten und deshalb um so größeren Gefahren auf dem schmalsten Punkt des Weges zusammengefahren waren.

„Es nützt nichts!“ schrie Westhuizen bitter. „Fort von hier... wieder hinaus!“

Und es blieb nichts andres übrig. Mit bekümmertem Kopfschütteln gab van der Rath seinen Männern ein Zeichen, sich zurückzuziehen, so gut sie konnten. Stumm und düster gehorchten sie ihm; fortwährend zurückblickend, ließen sie die Pferde den Abhang hinaufklettern und sammelten sich auf einem Hügel, erwartend, was nun geschehen sollte.

Van der Rath blickte finster auf das Chaos unter ihm. Es war kein Rückzug mehr, sondern eine wilde Flucht, auf der alles durcheinander geworfen wurde. Männer schlugen ohne Aufhören auf ihre leuchtenden Zugtiere los, Schimpfworte und Flüche ertönten. Ochsen brüllten, Pferde wieherten, das Gebrause stieg, ein Wagen stieß unerwartet gegen ein Hindernis, und sofort entstand eine schreckliche Verwirrung. Zwei Kaffern begannen eine wütende Schlägerei und rollten bald auf dem Boden, wie Tiere brüllend, jeder tastete nach der Kehle des andern; andre kamen dazu, Weiße und Schwarze, Parteien bildeten sich; ein anderer Wagen, dessen Lenker alles über dem Streit seiner Stammverwandten vergaß, fuhr an dem gestürzten fest und blieb stecken, und ein entsetzlicher Tumult entstand auf diesem Punkt. Geballte Fäuste hoben und senkten sich, während Weiber weinten oder beteten, Kinder heulten und Männer lärmten. Karren blieben hinter und neben ihnen stehen, Weinen und Jammern ließ sich hören, und ein greuliches Furioso von Weherufen und Schmähungen erhob sich von den Unglücklichen, die sich plötzlich in ihrer Flucht gehindert sahen, ohne in den Staubwolken und dem Tumult unterscheiden zu können, warum. Die Unordnung breitete sich zur Seite aus, drang bis zu der Spitze der Nachhut und mengte alles lunterbunt durcheinander. Niemand wußte etwas Bestimmtes, alle glaubten darum das Schlimmste befürchten zu müssen, und bald wirbelte ein meilenlanges Chaos von Männern, Weibern und Kindern zu Pferd, zu Fuß und auf Karren in der schmalen Rinne drunten. Wohin man sah, die gleichen Scenen sinnloser Verzweiflung, das gleiche Geschrei und das selbe rücksichtslose Jagen nach den Bergen, wo — wenigstens für diesmal — Rettung zu erwarten war.

„O.“ sagte der alte van Gracht zur Antwort auf einen fragenden Blick van der Raths, „wir haben Schlimmeres erlebt. Wenn nur der Kommandant hier wäre, so würde er sie wohl beruhigen und zu besserer Einsicht bringen.“ Er putzte seine Brille mit einem schmutzigen Lappen, setzte sie auf die Nase und fuhr ruhig fort: „Die Sache sieht freilich böse aus, aber die Rotirde sind noch fern, sie kommen nicht zu gern in den Bereich unsrer Gewehre, wir haben ihnen zu oft die Augenbrauen versengt.“ Und er lachte zufrieden bei der Erinnerung an einen neulich ausgefochtenen Kampf.

Van der Rath sah den Alten bewundernd an. Daß es diesem auch angesichts dieses niederschlagenden Bildes gelang, seine unerschütterliche Ruhe zu bewahren, war wirklich großartig. Er versuchte sich einzureden, daß noch keine Gefahr drohe; der Feind konnte zum zweitenmal aufgehalten worden sein, und gewannen die da drunten nur eine Stunde Zeit, so würde ihnen das Entkommen wohl gelingen.

„Im Krieg ist alles möglich.“ murmelte er und blickte gegen Westen. Nein, dort war noch nichts. Er faltete heftig die Hände und begann zu beten, stumm, aber brennend und eifrig. „Gieb uns Zeit, Herr, Zeit... Zeit! Halte den Gang der Sonne auf wie schon früher einmal, aber verschone Weiber und Kinder vor

den Granaten. Zeit, Herr... Zeit... Minuten... Sekunden!“

Der alte Jan sah seine Gebärde und entblöhte nach seiner geraden, ehrlichen Weise den Kopf, um auch ein Gebet zu sprechen.

„Ja.“ sagte der Alte, sobald er geendet hatte, „wenn ich mich nicht irre, werden die Büchsen noch vor Abend sprechen. Und du brauchst gar nicht unruhig zu sein, Abraham, die ganze Armee wird sich bald in den Bergen in Sicherheit befinden; de Vlieg ist gewiß nicht derjenige, der sich von einem Haufen klumpfüßiger Rotirde einholen läßt.“

„Ja, aber die dort, Jan, die dort...“ Und mit seiner zitternden Hand wies er in die Senkung hinab, wo sich noch immer die gleichen Scenen vor ihren Augen abspielten.

„Hm, ja, die dort, sie gehören nicht zur Armee, es wäre nur ein Gewinn, wenn man von ihnen befreit würde. — Nun, nun, werde nicht böse, Abraham, die armen Menschen sind zu bedauern, ja, gewiß... Herrgott, schlägt dort nicht ein Kaffernschurke einen Weißen mit dem Peitschenstiel? Nein, sieh nicht dorthin, Abraham, es ist zu traurig. Aber man wird nicht empfindsam im Krieg, und dies ist ein richtiger Krieg. Als ich zuletzt mit war und Rotirde niederknallte, war es nur eine Lustpartie, jetzt geht es anders zu. Abraham, ist es nicht merkwürdig, daß es so viele Leute in der Welt giebt? Wir haben mehrere Tausend von ihnen getötet, mehrere tausend Menschen, die großen Nutzen hätten leisten können, wenn sie am Leben geblieben wären, und alle ihre Krankenbaracken sind vollgepfropft vom Boden bis zum Dache, dort liegen auch viele Tausend, die zu etwas Besserem geeignet gewesen wären. Kann jemand begreifen, was sie von uns wollen?“

Van der Rath zuckte die Schultern über die Worte des Alten, aber der alte Jan war in Gang gekommen und fuhr seiner Gewohnheit treu fort:

„Sie wollten uns zu Engländern machen, wurde eine Zeitlang behauptet. Aber da haben sie den un rechten Weg betreten. Nun, wir werden wohl aushalten und noch einige Tausend niederknallen müssen. Im Anfang fand ich dies beschwerlich, aber jetzt geht es von selbst. Und sobald wir sie über die Grenze des Freistaates gelockt haben, wird es wohl wieder gut, obschon sie schrecklich gehaßt haben in einem christlichen Land. Ja, ja, Krieg ist ein Üding, aber sie prahlen ja mit ihrer großen Bildung und allem möglichen, und wenn sie sich auf diese Weise betragen, so kann uns wahrlich niemand tabeln, weil wir aushalten. Du wirst sehen, Abraham, daß schließlich noch alles gut kommt, und“ — er erhob seine Stimme volltönend und stark, so daß sie den Lärm drunten übertäubte — „diejenigen, die nachher übrig bleiben, werden dem Herrn danken und ihn preisen für seine große Gnade nach der Prüfung.“

„Dom, glaubst du... glaubst du wirklich...“

Der alte Jan van Gracht richtete sich würdig auf im Sattel und sagte streng:

„Etwas andres glauben, heißt an der Gerechtigkeit Gottes zweifeln, Abraham. Es sind viele kleine Völker in der Welt umher zerstreut, über alle hält der Herr seine starke Hand, und das Dasein eines Volkes hängt nicht allein von den besten Waffen ab.“

Schnelle Hufschläge erschallten hinter ihnen, eine größere Truppe hielt neben dem Hügel, und ein einzelner Reiter sprengte hinauf zu ihnen, während eine scharfe, befehlende Stimme rief:

„Kornett van Gracht, was bedeutet das? Warum haben Sie Ihren Posten ohne meine Erlaubnis verlassen?“

„Kommandant, ich... van der Rath ist hier...“ „Abraham!“ De Vlieg zwang mit einem kräftigen Ruck sein Pferd auf die Hinterfüße nieder und reichte dem Genannten seine Hand. „Willkommen wieder! Hier bedürfen wir eines jeden Armes.“

Van der Rath beantwortete seinen Gruß und betrachtete verwundert den Mann vor ihm. Von dem Fanatiker, der ihm einmal sein Unglück prophezeit hatte, war nichts mehr übrig. Die abgenutzte Tracht war die gleiche, aber die Augen blickten nadscharf unter den buschigen Brauen hervor, zwischen denen sich eine tiefe Falte gebildet hatte. Die Bewegungen waren häftig und plöflich, die Stimme metallhart, und die Sätze kurz und knapp, gerade so viel enthaltend, als notwendig war, aber nicht eine Silbe mehr. De Vlieg war ein ganz anderer geworden. Als alles um ihn her in Trümmer stürzte, hatte er sich selber wiedergefunden, war mit den Gefahren gewachsen und trug nun den Kopf höher als alle andern. Die Niederlagen verzehnfachten seine Kräfte, die Schwierigkeiten vermehrten seine Erfindungsgabe ins Unglaubliche, und so oft er besiegt wurde, erhob er sich wieder und fürchterlicher als je.

„Wir haben nicht Zeit zum Sprechen.“ sagte er zu van der Rath, „treffen wir uns wieder, so mag es geschehen — wenn wir nicht fallen.“ Und während er dieses auferte, schweiften seine schnellen Falkenaugen über die Ebene, mit einem einzigen hastigen Blick alles



Amateurphotographen auf dem Fischmarkt in Neapel. Zeichnung von F. Matania.



Sturm an der Küste von Gornwall. Nach dem Gemälde von Smith Hald.

auffassend. Er sah, daß der Kern seiner kleinen Armee die Berge im Norden erreicht hatte, und ein Zug von ruhiger Befriedigung lagerte sich um die hart zusammengepreßten Lippen, aber nur, um sogleich wieder zu verschwinden und dem Schmerz Platz zu machen, den er beim Anblick des Schauspiels da drunten fühlte.

Von seinem Platz auf dem Hügel und bis zu dem zweitausend Meter breiten Plateau vor den Bergen senkte sich die enge Vertiefung im Boden drei Meilen lang, und diese ganze Strecke war mit einer verworrenen Masse von Fuhrwerken und Menschen bedeckt, deren kopflose Furcht sie blind machte für die Gefahren in diesem Wirrwarr. Früher waren sie immer in der einen oder andern Richtung vorausgeschickt worden, und die Armee hatte sich zwischen sie und den Feind gestellt, jetzt blieben sie zurück, und die Truppen entfernten sich, sie ihrem Schicksal überlassend. Vorn in der Wagenkolonne herrschte wohl noch eine gewisse Ordnung, aber an ihrem Ende, unter den Verwundeten und Maroden drohte die Panik jede Besonnenheit zu ersticken. Eine Kleinigkeit würde genügt haben, das Ganze in einen furchterlichen Wirrwarr zu verwandeln, der sich immer weiter nach vorwärts verbreiten mußte. Dieser ganze Haufen von Gebrechlichen, Weibern und Kindern, die sich kramphast an seinem kleinen Heer festklammerten und dessen Bewegungen hinderten, versperrte überall den Proviant- und Munitionsweg, hielt die Truppen auf ihrem Marsch auf und zerstörte seine Berechnungen. Und er konnte sich nicht von den Unglücklichen befreien; er wußte, daß sie ihn als ihren Retter betrachteten, ihn und seine kleine Armee, die sie mit sich ins Verderben rissen.

Seine — Armee! Ein Drittel davon bestand jetzt aus jenen Heimtätigen, die der Krieg mit den Wurzeln losgerissen und die nun auf die Barmherzigkeit seiner kämpfenden Landsleute angewiesen waren. Es war undenkbar, ihnen zu entschlüpfen oder sie fortzujagen, sie kamen und blieben. Seine Truppen repräsentierten ihr Vaterland, in jedem Hohlweg ertönte es: „Brot und Hilfe!“, auf jeder Ebene erwarteten sie ihn, er mußte sie alle retten. Ausgehungerte Frauen, über deren Köpfen das Haus niedergebrannt war, lenkten selbst ihre schweren Ochsenwagen, mit den Trümmern ihrer früheren Habe und Scharen von halbnackten Kindern beladen, dorthin, wo sie Freunde und Helfer in der Not zu treffen hofften.

Da erschallte auf einmal ein herzerreißendes Angstgeschrei von den Nachzügeln und pflanzte sich vorwärts fort.

Die Spitzen der feindlichen Abteilung zeigten sich auf dem Höhenkamm im Südwesten und begannen eifrig die Abhänge herabzusteigen. Noch blieb ein Zwischenraum von mehreren Meilen, ehe ein wirksames Feuer eröffnet werden konnte, aber in gleicher Entfernung zu bleiben, würde unmöglich sein. Die Angst vergrößerte die Gefahr drunten, und die Engländer, die durch Fernrohre die Verwirrung beobachteten, beschleunigten ihren Vormarsch. Unaufhörlich zogen neue Abteilungen über den Höhenkamm, aus dem Vah hinter ihnen brauste eine lange Reihe berittener Infanterie, und über die Höhen im Westen stürzte ein Kavallerieregiment gegen Norden, um an der Nachhut im Hohlweg vorüberzureiten und von Westen einen Stoß gegen die Flanke der Nachzügler zu richten. Auf beiden Seiten wurde eine gleich unaufhaltbare Schnelligkeit entwickelt, der Zusammenstoß war unvermeidlich.

„Wir haben sie vieles gelehrt“, sagte de Vlieg mit einem bitteren Lachen. Aber er war nicht der Mann, der etwas verloren gab, auch wenn alles hoffnungslos aussah. Er selbst hatte gesagt: „Solange mir drei mutige Männer folgen und wir fünfzig Patronen übrig haben, ist der Krieg noch nicht zu Ende.“ Er wandte sich zu van der Rath und musterte ihn von oben bis unten, und als er die Veränderung gesehen hatte, die mit dem Mann vorgegangen war, nickte er mit einem eigentümlichen Lächeln, das an de Vlieg, den Visionär, den Hauptling erinnerte, der sich für die Rache schlug, aber dieser Ausdruck wich bald von seinem Gesicht, wurde verwischt, bezwungen. Und gleichsam, um sich richtig zu überzeugen, daß er recht gesehen hatte, neigte er sich vorwärts und so nahe gegen den Feldkornett, daß sich der Atem der beiden Männer einen Moment vermischte. Er las eine lange Geschichte von Leiden, die in Hoffnungslosigkeit geendet hatten, in den glanzlosen Augen, hinter denen nur Ueberdruß und Leere zu finden zu sein schienen, und er nickte wieder, er konnte sich auf den andern verlassen. Er hatte das Gleiche in Hunderten von Augen gesehen; es fand sich bei den Menschen dort drunten, bei seinen abgerissenen ermüdeten Kriegern, überall.

„Der Krieg“, sagte er und zuckte die Schultern. Van der Rath lächelte sein herzerreißendes Lächeln und begegnete seinem Blick, als ob er sagen wollte:

„Glaube fest an meinen guten Willen. Ich bin nicht mehr, ich gehe, wohin du willst.“

„Abraham!“ rief de Vlieg aus und schlug ihn kräftig auf die Schulter. „Ich brauche dich.“ Und

als van der Rath etwas antworten wollte, winkte er abwehrend, es war keine Zeit zu Vertraulichkeiten. „Du besetzt das Kopje da drüben mit“ — er blickte auf die vierzig zerlumpten und schmutzigen Kerle hinter ihm und lächelte ebenso bodenlos schmerzlich, daß van der Rath dabei schauderte — „den Dornenbürgern, ich habe keine andern Truppen zur Hand, und wir werden diesmal hier viel zu thun haben.“ Er zeigte nach einer vereinzelt kleinen Felsgruppe, die sich ungefähr zwei Meilen vor der Bergkette im Norden erhob. „Dort ist dein Platz, dort bleibst du. Die Stellung ist ausgezeichnet, und wenn sie verteidigt wird, wie sie verteidigt werden soll, so kannst du dich ein paar Stunden halten. Sie sind auch müde und können ihre Leute nur nach und nach heranziehen. — Westhuizen, schließen Sie sich van der Rath an. Sie werden wohl von mehr als einer Seite angegriffen werden, und es gilt, die Augen offen zu halten. Ich werde durch eine größere Abteilung Ihren Rücken decken lassen; und was auch geschehen mag, Sie dürfen unter keiner Bedingung das Kopje verlassen.“

Van der Rath reichte dem Kommandanten seine Hand, er hatte verstanden, daß die Lage hoffnungslos war, daß er sich mit den vierzig zerlumpten Soldaten aufopfern sollte, um die Festigkeit des ersten Angriffs zu mildern. Der Schluß war nahe, die Erlösung rückte heran, und er wurde froh darüber.

Aber de Vlieg sprach weiter, eilig und hart, wie ein Befehlshaber, der nach der Aufopferung seiner Untergebenen nicht fragt, wenn nur der beabsichtigte Zweck erreicht wird.

„Zwei Kanonen sollen im Hohlweg aufgestellt werden, sie sollen euch als Stütze dienen — und — und ich verlasse mich auf dich, Abraham; weiter als bis zu deinem Posten darf der Feind nicht kommen.“ Seine Stimme wurde leise und traurig. „Ich brauche wenigstens sechs Stunden, um zu retten, was gerettet werden kann. Du mußt mir Zeit verschaffen, mein Freund, Zeit... Zeit... Eine Salve von dem Kopje soll die Feinde überraschen, sie bedenklich machen; sie sollen eine Falle wittern, einige Stunden mit Rekognoscieren verlieren, euch dann angreifen — und unterdessen werde ich wohl alles ordnen auf meinem Platz.“ Er blickte über die Ebene hinaus, wo die Reihen der thaligekleideten Soldaten sich vermehrten, als wenn unerlöschliche Quellen auf einmal dem Boden entsprungen wären und lange Ströme mit blinkenden Waffen und kampflustigen Menschen die Abhänge herab ergossen hätten. „Noch dauert es eine Weile, ehe sie uns einholen, aber wenn dies geschehen ist, müßt ihr mir Luft, Zeit schaffen... Zeit, je länger, desto besser. Kornett van der Rath, Kornett Westhuizen, Männer von Dornenburg, ich verlasse mich auf eure Opferwilligkeit.“

Es ging ein schwaches Rauschen durch die Glieder der vierzig, die Männer richteten sich auf, und einige begannen schon ihre Gewehre zu laden, während Jan van Gracht seine heisere Stimme erhob und ruhig sagte:

„Ei, es wird wohl jetzt nicht schlimmer gehen als andre Male. Wir verlassen uns auch auf Sie, Kommandant, und haben wir nur den Rücken frei, so weicht keiner von uns.“

De Vlieg nickte dem Alten zu, drückte van der Rath's Hand und sagte ernst:

„Leben Sie wohl!“ Es hatte den Anschein, als koste ihn dieses einzige Wort große Anstrengung, aber er war es gewöhnt, daß seine Freunde einer nach dem andern verschwanden und von dem Strudel des Krieges verschlungen wurden. Er bemerzte seine Bewegung und grüßte militärisch.

„Dank!“ sagte van der Rath. „Du hast mir gegeben, was ich ersehne.“

„Du auch“, murmelte de Vlieg gerührt, und seine Gefühle brachen unerwartet hervor. „Du bist glücklich, Abraham, weil du nicht das Ende erleben mußt.“ Gleich darauf war er wieder der Alte, schob den Hut in den Nacken und warf sich in die Brust, tief Atem schöpfend. Er wußte, daß Tausende von Augen auf ihn allein gerichtet waren, und er zwang sich, froh auszusehen, um den andern Mut einzusößen. Und nach einem letzten Gruß an die Dornenburger, die stumm und ernst neben ihm hielten, nahm er die Zügel fester und sprengte fort, gefolgt von der Schar, die ihn unterhalb des Hügels erwartet hatte.

Van der Rath blickte stumm der strammen Figur nach, bis sie von einem Höhenzug verdeckt wurde. Wie er sich verändert hatte gleich allen andern! Der Krieg formte die Menschen um, ertötete den größten Teil ihres früheren Wesens und preßte ein andres hervor, an das sie sonst nicht gedacht haben würden. Es war eine neue, schlimmere Welt, in der sie sich bewegten, eine Welt, in der alles, was früher dem Leben Inhalt gegeben hatte, schädlich war, und alles, was sonst als verabscheuungswürdig betrachtet wurde, nützlich und rühmlich wurde. Er zuckte die Schultern, was nützte alles? Welch eine Welt war das, wo der Egoismus oder die Herrschsucht einiger weniger mehr bedeutete

als das Wohl oder Weh von Millionen? Er allein hatte recht, ein kurzer Kampf vor der langen Ruhe, mehr war das ganze Leben nicht wert.

Die vierzig, deren Aufgabe es war, die erste Gefahr abzuwehren, ritten im Schritt die Höhen entlang, während die Menschenflut unter ihnen lärnte und brauste.

Die Nachzügler hatten sich in die letzten Glieder eingedrängt, und alles rollte sich zu einem wilden Knäuel zusammen, der über die Unebenheiten des Bodens zu kollern schien. In der heillosen Unordnung verursachte das kleinste Hindernis lange Aufenthalte, ein paar Steine, durch die ein Wagenrad gehemmt wurde, gaben Anlaß zu Klagerufen oder Drohungen von den dahinter Befindlichen; Kleinigkeiten, die sonst in einer Sekunde beseitigt worden wären, wuchsen zu Schwierigkeiten, vor denen die zitternden Hände und verwirrten Köpfe alles verloren gaben und zur Verzweiflung gebracht wurden.

Mitten auf dem Weg, dem der Strom zu folgen hatte, stürzte ein Pferd, andre strauchelten darüber, eine Stodung entstand, Fuhrwerke verwickelten sich ineinander und wurden bunt durcheinander geschleudert. Ein riesengroßer Haufe von Trümmern und allerhand Gegenständen wuchs in einer halben Minute in die Höhe, und gegen diesen Damm, den das Unglück aufgeworfen, brausten die Wellen der wahn sinnigen Flucht und fielen wieder zurück. Das Hindernis, das den Haufen der Flüchtlinge teilte, lieferte den ersten Raum, sich zu entfernen; aber hinter dem Wall von umgestürzten Wagen, erschrockenen Tieren und zertrümmerten Möbeln zertreten einige hundert Menschen, die sich abgeschnitten sahen und alle Fähigkeit, regelrecht zu denken, verloren hatten.

Einige beherzte Männer verschwanden ihre Kräfte damit, daß sie versuchten, Ordnung in das Chaos zu bringen, aber sie wurden niedergetrampelt, auf alle Weise gehindert und gaben schließlich den Versuch auf. Neue Wagen fuhren sich an den äußeren Säumen des Walles fest, der Wirrwarr vermehrte sich ins Unglaubliche, alle drängten sich auf einem kleinen Fleck zusammen, wo die wildesten Szenen sich abspielten. Alles, was geeignet gewesen wäre, die Fliehenden zusammenzuhalten, wurde überstürzt, und als plötzlich ein Kanonenschuß hinter ihnen dröhnte, artete das Ganze zu einer geradezu wahn sinnigen Panik aus.

Den Engländern war es gelungen, zwei Kanonen vorwärts zu führen, die mit einigen Schüssen sich einmischten. Der Kampf hatte begonnen.

Die Nachhut, die de Vlieg als Bedeckung der Flüchtlinge zurückgelassen hatte, bestand bloß aus hundert Mann, und auf sie wirkten die Kanonenschüsse wie ein elektrischer Schlag. Obwohl die ersten Granaten so weit entfernt eingeschlagen hatten, daß kein Schaden angerichtet wurde, so konnte sich doch niemand einbilden, daß die folgenden nicht besser treffen würden. Die hundert Mann steuerten langsam den Abhang zu beiden Seiten der brausenden Masse in der Vertiefung hinauf, ritten an ihr vorüber, alles seinem Schicksal überlassend. Sie hatten gethan, was in ihrer Macht gestanden hatte, aber nutzlos sich dem Granatfeuer des Feindes auszusetzen, das war eine zu harte Prüfung für ihren Mut.

Ein Chor von Schmähwörtern tönte hinter ihnen her, als sie sich zurückzogen. Männer fluchten, Greise beteten, Weiber schrien und Kinder weinten. Und in regelmäßigen Zwischenräumen dröhnten die Kanonenschüsse in der Ferne, den Lärm durchschneidend, ihn auf einen Augenblick übertäuschend, worauf er aufs neue in die Höhe stieg.

Die Dornenburger waren nach dem Rückzug der Bedeckungsmannschaft die letzte Truppe in der Nähe des Feindes. Die Augen unnatürlich erweitert von der Angst, die sie fühlten, starrten sie, die doch abgehärtet sein mußten, nachdem sie den langen Golgathaweg des Krieges Seite an Seite gewandert waren, in die Vertiefung hinab. Aber als eine Granate in bedenklicher Nähe den Boden pflügte, setzten auch sie sich in Bewegung, um die angewiesene Stellung einzunehmen.

Sie waren kaum einige Schritte geritten, als Westhuizen sich in den Steigbügel aufrichtete, wie wenn ein inneres Gefühl ihn gezwungen hätte, noch einmal einen Blick auf die Verwirrung da drunten zu werfen. Er erblickte plötzlich und drückte halb unbewußt die eine Hand gegen das Herz; mitten unter den Menschen und Tieren, die zwischen den zahlreichen Hindernissen durcheinander gedrängt wurden, die ihre eigne Hast ihnen in den Weg geworfen hatte, winkte eine kleine zarte Hand, und klagend ertönte die Stimme eines Kindes:

„Vater... Vater!“

Der Mund, der diesen Ruf hervorgepreßt hatte, hatte ungeachtet seiner Schwäche einen so verzweifelt gellenden Laut erzeugt, daß er messerscharf den Lärm durchdrungen und gerade die Ohren erreicht hatte, für die er bestimmt war.

Westhuizen vernahm den bekannten Klang; etwas,

er wußte nicht was, und würde es sich auch nie erklären gekonnt haben, sagte ihm, daß der Schrei ihm galt, und als er dorthin sah, entdeckte er ein kleines Mädchen, das aufrecht auf einem Wagen stand und winkte.

„Ruth... meine Tochter!“

Unwiderstehlich brach dieser Name sich von seinen Lippen, aber er war nicht im geringsten überrascht, hier so unerwartet sein Kind wiederzusehen. Er hatte seine Frau als tot beweint, sich eingeredet, daß die vier Kleinen, die ihn Vater nannten, sie ins Unbekannte begleitet hätten, daß sie vernichtet und im Strudel des Krieges verschwunden wären, der so vieles andre verschlang. Und nun lebte das Kleinste, winkte dreißig Schritte von ihm entfernt und rief ihn zu sich. Ohne an etwas andres als die kleine Hand über den Menschenwogen zu denken, lenkte er sein Pferd den Abhang hinab und in das Chaos hinein, drang schräg vorwärts gegen den Strom, von dem unwiderstehlichen Verlangen getrieben, eine einzige Frage zu stellen.

„Mutter... Kinder,“ murmelte er und zählte ihre Namen auf. „O Ruth, mein kleines mutiges Mädchen, halte aus, lasse dich nicht von ihnen niederstoßen! Höre, Ruth, halte dich! Sie wankt, sie fällt... Ruth... Ruth...“

Bornige Worte empfingen ihn, drohende Fäuste erhoben sich, aber er sah nur die zarte Hand und hörte nichts andres als ein dringendes:

Vater... Vater... Hilfe!“

Sein Pferd verwickelte sich mit den Beinen in einigen Zugleinen, strauchelte und fiel. Er stürzte der Länge nach zu Boden, wurde von harten Füßen getreten, erhielt Schläge und Tritte, und als er sich wieder erhob und das Blut aus einer Wunde an der Stirn über sein Gesicht herabrannte, da war die kleine Hand verschwunden, im Wirrwarr ertrunken. Hatte er sein Kind nur gefunden, um es sogleich wieder zu verlieren? Er wurde wütend über die Hindernisse auf seinem Weg, schlug einen Mann nieder, der ihm nicht schnell genug auswich, und vom Blut geblendet, wie ein Toller brüllend, sprang er in jener Richtung davon, wo er die Kleine zuletzt gesehen hatte.

„Ruth... Ruth... wo ist die Mutter... wo die Geschwister?“

Etwas Schreckliches geschah zehn Schritte von ihm entfernt. Ein dumpfer Knall ließ sich hören, der Boden wurde in die Höhe gerissen, es regnete Schutt und Sand, und von einem zischenden, prasselnden Mittelpunkt verbreitete sich ein Hagel von kleinen und großen Sprengstücken, während ein erstickender Rauch aufwärts wogte und alle Gegenstände in einen undurchdringlichen Schleier hüllte. Er sah gleichsam durch einen Nebel, wie ein Wagen in Trümmer geschmettert wurde, bemerkte, wie ein Rad hoch durch die Luft wirbelte, und glaubte zu sehen, wie etwas wie der Körper eines Menschen demselben Gesellschaft leistete, um später mit einem schweren Plumps zur Erde zu fallen und dort liegen zu bleiben. Und ringsum, in der Peripherie eines weiten Kreises, verschwand alles Lebendige, wurde getötet und vernichtet. Alles trug sich in dem Bruchteil einer Sekunde zu, dann war es wieder wie früher, aber so wunderbar still und stumm. Westhuizen war auf die Kniee gesunken, er fühlte sich auf einmal so matt und kraftlos, daß er nicht einen Finger zu rühren vermochte, aber dann führte er mit einer schlaffen Bewegung die Hände an die rechte Seite, etwas, dem er trotz seiner Müdigkeit nicht widerstehen konnte, zwang ihn dazu. Eine klebrige Feuchtigkeit bedeckte sie, und ein halbirtres Lächeln spiegelte sich in seinen Zügen ab. Was war das — was? Er bildete sich ein, daß er sein Gehirn bis aufs äußerste anstrengte, und sagte laut:

„Die Granate... ich bin verwundet.“

Aber unmittelbar darauf erinnerte er sich seines Kindes, stand auf, ging einige Schritte, wankte und fiel, erhob sich aufs neue und stürzte wieder. Vor seinen Augen wurde alles schwarz, die Landschaft wurde zuerst gleichsam verwischt, die Hügel nahmen neblige, unbestimmte Formen an, der Boden glich einer dünnen Wolke, und dann versank die ganze Welt, und er allein blieb übrig, um von greulichen Qualen zerrissen zu werden. Er legte sich langsam nieder, er wollte schlafen, vergessen. Jemand trat auf seinen ausgestreckten Körper — ein gewalttätiges Zucken zog ihn zusammen, die Kniee wurden zum Kinn emporgerissen — er streckte sich wieder, rollte einige Schritte weiter, während der rote Lebenssaft aus seiner geöffneten Seite floß und einige unartikulierte Laute aus seiner Kehle hervorbrangen. Die Schmerzen zwangen ihn, die Augen zu öffnen, und nun erwachte er auf eine Minute zum Leben. Er sah sich um, bemerkte ein kleines zusammengewickeltes Bündel, das neben ihm lag, und streckte die Arme nach demselben aus.

„Ruth... Ruth!“ flüsterte er heiser, zog das kleine Bündel an sich und drückte seine totenbleichen Lippen gegen das, was er für die Wange seines Kindes hielt. „Hu, wie kalt!“ Ein Frostschauer schüttelte ihn von den Haarrurzeln bis zu den Fußspitzen. Krampfhaft Zuckungen durchzogen seinen zitternden Körper, und

was jüngst noch ein warmblütiger, lebenskräftiger Mensch gewesen war, lag jetzt, unverständliche Worte lassend, da und drückte ein totes Ding an seine Brust. Dann kam der Tod sanft und einschmeichelnd zur Stelle, legte die knochige Hand auf seine glühendheiße Stirn, und Westhuizens Geist verließ seine Hülle, um sich wieder mit dem Kind zu vereinigen, dessen ihn der Krieg beraubt hatte.

Die Dornenburger hatten Halt gemacht, als der Mann, der nun nicht mehr unter den Lebendigen weilte, von ihnen fortgeritten war. Sie sahen sein Schicksal, und geballte Hände und blickende Augen zeigten, welchen Eindruck es auf sie gemacht hatte.

„Seht, seht, nun töten sie auch Weiber und Kinder!“ rief van der Rath, als die Granate unter den Fliehenden platzte.

„Von dem Platz, wo die Kanonen stehen, können sie nicht in die Vertiefung hinabsehen,“ sagte eine Stimme neben ihm. „Sie wissen ja nicht, daß wir solche bei uns haben.“

Van der Rath wandte sich, um den Sprechenden zurechtzuweisen, und sah in die thränengefüllten Augen des alten Missionars. Er hatte ihn vergessen, wie so manches andre, und es erregte seine Verwunderung keineswegs, gerade jetzt den Mann zu treffen; nichts war mehr im Stande, sein Staunen wachzurufen.

Er zuckte leicht mit den Schultern. Mit dem Alten wollte er sich in keinen Wortwechsel einlassen. Und sich des Einflusses erinnernd, den der Prediger einmal auf ihn ausgeübt hatte, lachte er hart, fast böse, während ein neuer Gedanke durch seinen Kopf flog. Den Alten mit sich zu nehmen, ihn zu zwingen, dem Kampf beizuwohnen, der bevorstand, das Ende anzusehen und von seinen eignen Lippen das Geständnis zu hören, daß alles, woran sie beide geglaubt, alles, wonach die ganze Welt sich sehnte, eine dumme Chimäre sei, das würde ihm Vergnügen machen. Aber dann betrachtete er die lange, schmiegsame Gestalt näher. Das waren die gleichen Lumpen, der gleiche Schmutz wie bei den andern, aber die Augen — die großen, leeren Augen, gefüllt von unsäglichem Schmerz und bitterer Begehr. Hier war wieder jemand, der sich seelenkrank gequälte hatte, jemand, der sich gebeugt und im Begriff stand, seinen Halt im Leben fahren zu lassen. Es war alles so trostlos, und der böse Gedanke fiel zurück und wurde im Schweigen unter vielen andern begraben, die eignes und anderer Leid zum Leben erweckt hatte, um vergessen und begraben zu werden. Van der Rath zuckte wieder die Schultern, was nützte es, gegenüber solchen Ereignissen zu sprechen, aber er konnte sich doch nicht der Frage enthalten:

„Wäre es möglich, daß sie ihr Feuer einstellen würden, wenn sie wüßten, was sich da drunten bewegt?“

Es kam eine schmerzliche Ueberraschung in die Kinderangen des Alten. Der harte Klang in van der Raths Stimme erschreckte ihn, und er wußte doch, daß er den Mann auf den richtigen Weg geführt hatte. Jetzt war er wieder zurück, härter und ebenso rachsüchtig wie alle andern. Und dort drunten Notrufe, Schmerzen und Tod. Er blickte fort; erschrocken vor den Männern daneben, hilflos gegenüber dem Unglück, das überall lauerte, schwieg er, eine Entschuldigung oder wenigstens eine Erklärung suchend, die gleichwohl unmöglich zu finden waren.

„Schon wieder,“ rief der Feldkornett aus, als eine zweite Granate mit bewunderungswürdiger Präzision dicht hinter den Flüchtigen einschlug. „Schon wieder.“

„Herr im Himmel, was ist das?“ stammelte der Alte und erhob seine gefalteten Hände.

„Es ist gotteslästerlich, aber die Menschen nennen es entschuldigend Krieg.“

„Ja, ja,“ sagte der Alte tonlos, „es ist Schmähung gegen dich, Herr, gegen das Leben, das uns gegeben wurde, um Gutes zu thun, Schmähung gegen alles im Himmel und auf Erden.“

„Gehen Sie mit, Pastor, das hier ist nur der Anfang vom Ende, und es ist noch weit bis dorthin.“

„Nein, nein, ich will nichts mehr sehen, ich bin müde, todmüde.“ Und er schloß die Augen, um nichts mehr sehen zu müssen.

Van der Rath legte die rechte Hand auf seinen Arm.

„Kommen Sie!“ sagte er hart. „Hier können Sie nicht bleiben, die Linien dort sind Soldaten, in einer halben Stunde sind sie so weit vorgerückt, daß ihr Feuer hier alles wegschlagen wird.“

„Glaubst du?“ Der Alte öffnete die Augen und sah über die Ebene hinaus, und wie von einer schwachen Hoffnung belebt, schien er im Begriff zu sein, stehen zu bleiben.

„Sie schießen Sie nieder, in dieser Entfernung können sie nichts unterscheiden. Nun, seien Sie nicht eigensinnig!“ Van der Rath wurde plötzlich erbittert, ohne zu wissen, warum, und erfasste die Zügel des Pferdes des Missionars. „Ja, sehen Sie dorthin,“ rief er, „sehen Sie sich satt, alter Mann!“ Aber der Alte betrachtete ihn nur und fragte niedergeschlagen:

„Und dein Versprechen, Abraham?“

Van der Raths Gesichtszüge zuckten krampfhaft,

wie wenn der andre unvorsichtig eine halbgeheilte Wunde berührt hätte, dann zuckte er die Schultern und antwortete:

„Wußte ich, was ich that, als ich es gab? Und übrigens ist van der Rath tot, sein Herz brach in einer Nacht vor langer, langer Zeit, er ist nicht mehr. Alter Mann, sehen Sie mich nicht so vorwurfsvoll an, es ändert nichts. Und nun kommen Sie mit!“ fügte er hinzu. „Kommen Sie mit und sehen Sie!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Brand des Stuttgarter Hoftheaters.

(Bilder S. 317 u. 339.)

In der Nacht zum 20. Januar ist das Hoftheater zu Stuttgart ein Raub der Flammen geworden. Aus welchen Ursachen der Brand entstanden, ist bisher noch nicht mit Sicherheit festgestellt worden. Als die Gefahr bemerkt wurde — nachts gegen halb ein Uhr —, war der Brand im Innern bereits weit vorgeschritten, in kurzer Zeit breitete sich das verheerende Element über den ganzen Dachstuhl aus, eine haushohe Lohse gen Himmel sendend, so daß der Schlossplatz und die angrenzenden Stadtteile taghell erleuchtet waren. Zum Glück herrschte Windstille, so daß das Feuer auf das Theatergebäude selbst beschränkt werden konnte. Indessen bestand durch mehrere Stunden große Gefahr für das Residenzschloß, mit dem das Theater durch einen über die Straße geführten Anbau verbunden war, ebenso für den nur durch eine schmale Straße getrennten Königin Olga-Bau, die daranstoßende Eberhardskirche und den angrenzenden königlichen Marzfall. Erst morgens gegen sechs Uhr war der Brand, der das ganze Innere vernichtete, so weit bewältigt, daß weitere Gefahr ausgeschlossen schien. — Um halb drei Uhr morgens erschien der König von Württemberg auf der Brandstätte und betrachtete von einer Loge des ersten Ranges aus die Verwüstung im Innern des Theaters.

Das abgebrannte Theater erhob sich auf der Stelle des einst von Herzog Ludwig um 1590 errichteten „Neuen Lusthauses“. Dieses war ein prächtiger, in der Kunstgeschichte berühmter Renaissancebau, der leider in der Folgezeit arg verunstaltet wurde. Im Jahre 1811 wurde das Lusthaus zum Theater umgestaltet.

Wüßte nun an Stelle des vernichteten Baues ein neuer entstehen, würdig der herrlichen Entwicklung, deren die schwäbische Hauptstadt sich erfreut.

Amateurphotographen auf dem Fischmarkt in Neapel.

(Bild S. 320.)

Ungemein interessant und anziehend ist für alle nach Italien kommenden Fremden der Besuch der Fischmärkte, namentlich in den größeren Küstenstädten. Einmal ist das volkstümliche Leben und Treiben sehenswert, das sich dort an jedem Morgen entwickelt, zumal am Freitag, dem von der katholischen Kirche gebotenen Fasttage, an dem kein Fleisch, sondern nur Fisch auf den Tisch kommen darf. Dann aber ist es auch sehr lohnend, die von den Fischern zu Markte gebrachten und von den Händlern dort feilgebotenen Bewohner der salzigen Flut zu betrachten, wobei sich den meisten Fremden eine bequeme Gelegenheit bietet, ihre Kenntnisse der Meeresfauna zu erweitern. Da gewahrt man neben den verschiedensten Sorten großer und kleiner Fische von zum Teil ganz abenteuerlicher Gestalt gewaltige Haufen von Hummern, Langusten, Austern und Krabben, ferner aber auch alle möglichen Arten von Schnecken und Muscheln, sowie die sogenannten „frutti di mare“, die viel begehrt werden und in Öl gebacken als Vederbissen für alle Stände ohne Unterschied gelten. Schon Goethe hat aufmerksam beobachtet in Venedig auf der Pescheria beim Ponte di Rialto wie auf dem Fischmarkt im Hafenviertel von S. Lucia zu Neapel gestanden, um dort das Volksgewimmel und die auf Fischen und in Körben aufgehäuften, meist noch zappelnden Meeresbewohner zu betrachten und dann die gewonnenen Eindrücke in seinem Tagebuche festzuhalten. Auch die modernen Touristen finden sich stets zahlreich dort ein. Unser Bild auf Seite 320, das uns auf den Fischmarkt in Neapel versetzt, zeigt im Vordergrund eine Gruppe von eleganten Fremden. Sie begnügen sich jedoch nicht damit, bloß zu schauen, sondern die Amateurphotographen unter ihnen bringen ihren Momentapparat gewissenhaft mit zur Stelle und machen Aufnahmen, die dann später daheim in ihrem Album prangen und mit Stolz gezeigt werden.

Sinnspruch.

In unserm Busen tief ist eine Stimme,
Die uns, daß wir verzichten müssen, sagt,
Verzichten, ob uns auch die Sehnsucht treibt,
Auf höchstes Wissen und auf höchstes Schauen.
Doch reiner als das Wissen
Und leutscher als das Schauen ist die Ahnung.
Im Tempel der Erkenntnis steht der Wahrheit
Verhülltes Bild. Es wallt des Bildes Schleier
Hernieder zwischen zwei getrennte Welten,
Und lüften kann ihn keine Hand von Staub.
Die Schönheit aber, sie, der Wahrheit Schwester,
Steht schleierlos an dem Altar und tröstet
Uns mit bereitem Mund und weicher Hand —:
Wer an die Schönheit glaubt, der ahnt die Wahrheit.

Aut.: „Ausgewählte Gedichte“ von Ernst Jiel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.



Im Speisesaal der „Mittleren“ (18 Monate bis 3 Jahre).

Kleinkinder-Bewahranstalten in Paris.

Mit fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Carpin Nachfolger, Paris.

Zu den segensreichsten humanitären Anstalten, welche die Neuzeit ins Leben gerufen hat, sind die Kleinkinder-Bewahranstalten zu rechnen, die den armen Kleinen, deren Eltern tagsüber außerhalb des Hauses ihrem Broterwerb nachzugehen gezwungen sind, während des Tages Aufsicht und Pflege gewähren. Sie kamen zuerst im achtzehnten Jahrhundert in Holland als Pflege- und Warteschulen auf und wurden dann von Pestalozzi, dem hochherzigen Schweizer Kinderfreunde, warm empfohlen. Auch der bekannte Elsässer Pfarrer Oberlin richtete solche Anstalten ein, während der erste nam-

hafte Versuch in Deutschland damit durch die Fürstin Pauline von Lippe zu Detmold 1802 gemacht wurde. Systematische Einrichtung und allgemeinere Verbreitung fanden die Kleinkinder-Bewahranstalten aber in England, und seit 1825 erfuhren die Bestrebungen auf diesem Gebiete eine immer zunehmende Nachahmung auch in den übrigen europäischen Ländern. Jetzt findet man sie überall, vereinzelt auch schon auf dem Lande, wo das Bedürfnis danach besteht. Die katholischen weiblichen Orden wie die evangelischen Diakonissenhäuser wetteifern mit ihrer Thätigkeit auf diesem Felde, was freudig zu begrüßen ist. Für die Einrichtung der Bewahranstalten im einzelnen müssen stets die örtlichen Verhältnisse berücksichtigt werden; vielfach wurden sie mit den Fröbelschen Kindergärten vereinigt, was sich bestens bewährt hat. Einen besonderen



Eine Ecke des Hausgartens.

Zweig der Kleinkinder-Bewahranstalten bilden die sogen. Krippen oder Warteschulen, die ganz kleine Kinder unter den oben angegebenen Verhältnissen versorgen, während die Pflegeanstalten sonst meist ein Alter von drei Jahren und die Fähigkeit zu gehen als Aufnahmebedingung stellen. In Paris wurde das erste Kinderasyl im Jahre 1800 durch eine mildherzige Dame, Frau Pastoret, eingerichtet. Sie gewährte eines Tages von ihrem Fenster aus ein armes kleines Wesen, das den ganzen Tag in einem Winkel der gegenüberliegenden Haustür lauerte. Ungeföhmt zog sie Erfindungen ein und erfuhr, daß die Mutter tagsüber außerhalb arbeiten müsse; so lange ließ sie ihr Kind dort sitzen, in der Hoffnung, daß ihm Vorübergehende vielleicht einige Sous als Almosen spenden würden. Dieser Bericht erschütterte Frau Pastoret so, daß sie aus eignen Mitteln einen Saal mietete und einrichtete, worin die kleinen Kinder solcher Frauen tagsüber Aufnahme und Verpflegung fanden, die ihren Lebensunterhalt außerhalb des Hauses erwerben mußten. Es entstanden nach diesem Muster noch mehrere Asyle, die Kinder im Alter von zwei bis sechs Jahren aufnahmen. Um auch kleineren Kindern, die einer solchen Beihilfe ja in noch viel höherem



Schlafzimmer der „Großen“.

Die Korrespondenz der Monarchen.

Eine Skizze

von

A. Oskar Klaufmann.

Nach den Angaben einer ausländischen Zeitschrift, welche als zuverlässig betrachtet werden kann, empfängt der Papst täglich zwanzig- bis zweiundzwanzigtausend Briefe und Journale. Diese ungeheuerliche tägliche Post wird in der päpstlichen Kanzlei von fünfunddreißig Schreibern und Sekretären geöffnet und geordnet. Natürlich kommt durch den Kardinalstaatssekretär nur ein Teil der Zuschriften vor die Augen des Papstes.

Vierzehnhundert Briefe täglich soll der Präsident der Vereinigten Staaten empfangen; außerdem drei- bis viertausend Zeitungen. Dann folgt König Eduard VII. von England mit tausend Briefen und zwei- bis dreitausend Zeitungen. Der Deutsche Kaiser empfängt zwischen sieben- bis achthundert Postsendungen täglich, der Kaiser von Rußland sechshundertfünfzig, der König von Italien fünfhundert, die Königin Wilhelmina von Holland täglich hundert bis einhundertundfünfzig Briefe.

Unter diesen Eingängen sind Privatbriefe und offizielle Zuschriften, sowohl dienstliche Meldungen als Bittgesuche, Gnadengesuche und Einladungen. Die Berichte, welche die Minister speziell dem Deutschen Kaiser und Könige von Preußen zu machen haben, gehen nicht durch die Post, sondern kommen aus den verschiedenen Ministerien in verschlossenen Mappen, zu denen der Kaiser den

Schlüssel besitzt, in sein Arbeitszimmer. Die erledigten Schriftstücke packt der Kaiser wieder in die Mappen hinein und verschließt sie, um sie durch Boten nach den Ministerien und Staatssekretariaten bringen zu lassen. Für den Deutschen Kaiser wird die gesamte Korrespondenz im Kabinettspostamt aufgesammelt, welches sich im Hauptpostamt zu Berlin befindet. Vom Kabinettspostamt aus bringen besondere Briefträger die Postsendungen, sowie sie eingehen, nach dem Schloße. Im Schloß sind zwei Postsekretäre stationiert, welche besondere Diensträume zur Verfügung haben und welche über den Eingang der Postsendungen Buch führen. Diese Postsekretäre sind auch berechtigt zu quittieren, wenn es sich um eingeschriebene Briefe oder um Geldsendungen für den Kaiser und seine Familienmitglieder handelt. Auch in dem Kabinettspostamt wird jede für den Kaiser bestimmte Sendung in ein Buch eingeschrieben, und das Buch im Kabinettspostamt und das im Schloß werden täglich miteinander verglichen. Es ist also ganz und gar



Beim Frühstück.

Die Vorsteherin, Madame Bafroncofe.

Grade bedürftig sind, ein Unterkommen zu verschaffen, rief J. Marbeau zu Paris im Jahre 1844 die erste Krippe ins Leben; A. J. v. Savigny lernte sie kennen und ahmte dann dieses Vorbild in Berlin nach, von wo aus die Krippen sich ebenfalls weit in Deutschland verbreitet haben. Gegenwärtig giebt es in der Seinestadt zweiundsechzig Krippen (crèches), von deren innerer Einrichtung unsere fünf Bilder, nach photographischen Aufnahmen an Ort und Stelle, eine genügende Anschauung zu geben vermögen. Diese Anstalten nehmen Kinder von vier Wochen bis zu drei Jahren auf. Die kleinen Wesen empfangen bei ihrem Eintritt Schühchen, Strümpfe, Röschchen, Kleider, Schürzen u. s. w., und alle diese Kleidungs- und Ausstattungstücke werden während des Verbleibens der Kinder in der Anstalt so oft erneuert, wie es nötig ist. Die Zöglinge werden in drei Klassen getrennt: die „Kleinen“ (Bébé), dann die „Mittleren“ (von einem Jahr bis zu achtzehn Monaten) und endlich die „Großen“ (achtzehn Monate bis drei Jahre), und je nach ihrem Alter und ihren körperlichen Bedürfnissen entsprechend, die ein eigener Anstaltsarzt untersucht, ernährt. Die Speise- und Schlaffsäle der verschiedenen Klassen leuchten vor Sauberkeit, die Bettchen und Wiegen (über jeder ist der Name des betreffenden Stüfers zu lesen) sind, wie alle übrigen Ausstattungsgegenstände, musterhaft eingerichtet und gehalten; kurzum, in jeder Beziehung wird der modernen Hygiene Rechnung getragen.

Unsre Bilder geben Anzeichen aus der von Madame Bafroncofe als Vorsteherin vortrefflich geleiteten Krippe; es ist eine Freude, zu sehen, wie vortrefflich die Kleinen dort verpflegt und versorgt werden.



Schlafzimmer der „Kleinen“.

ausgeschlossen, daß irgend ein Brief, der für den Kaiser ankommt, verloren gehen könnte. Die Briefschaften gehen uneröffnet an das Zivilkabinett des Kaisers. Dieses sortiert diejenigen Briefe aus, die es zu öffnen hat, und diejenigen, die dem Kaiser uneröffnet übergeben werden sollen, weil es sich um Privatkorrespondenzen handelt.

Daß die betreffenden Schriftstücke zur Privatkorrespondenz gehören, das sehen ihnen die Beamten des Zivilkabinetts schon an ihrem Neuhieren an. Es ist bei den Fürstlichkeiten in Deutschland und außerhalb üblich, stets bestimmtes Briefpapier für die Privatkorrespondenz zu benutzen. Dieses Briefpapier hat eine bestimmte Farbe und trägt sowohl auf den Briefbogen als auf der Klappe des Umschlages Monogramme oder Initialen, an denen sofort zu erkennen ist, von wem der Privatbrief kommt, und natürlich wird diese Privatkorrespondenz dem Kaiser uneröffnet zugestellt.

Die Kaiserin Friedrich hatte zum Beispiel seit dem Tode ihres Gemahls Briefpapier mit dem Trauerrand, und ein kleines Monogramm V. F. (Victoria, Friedrich) mit der Kaiserkrone verriet die Absenderin. Prinz Heinrichs Briefbogen und Umschläge zeigen ein römisches S mit der Prinzkrone. Der König von England benutzte kleine, dunkelblaue Briefbogen und ebensolche Umschläge mit schwarzem Monogramm. Die Kronprinzessin von Griechenland, die Schwester des Kaisers, hat Briefbogen und Umschläge mit einem Initialen ihres geschriebenen Vornamens und mit der Königskrone.

Der Kaiser korrespondiert aber nicht nur mit Fürstlichkeiten, sondern auch mit Privatpersonen, und diese benutzen dann ein anderes Papier als das zu dienstlichen Meldungen. Man sieht es dem Umschlag, wenn er aus Büttenpapier und von eigentümlichem Format ist, schon an, daß es sich um eine private Mitteilung an den Kaiser handelt. Außerdem kennt man im Zivilkabinett die Handschriften der Persönlichkeiten, die mit dem Kaiser in Privatkorrespondenz stehen. Natürlich werden auch diese Briefe uneröffnet auf den Schreibtisch des Kaisers gelegt unmittelbar, nachdem sie eingetroffen sind.

Fürstlichkeiten empfangen aber auch noch auf andere Weise Briefe als durch die Post, nämlich durch den Kurier. Von jedem Hof aus gehen wöchentlich nach den Hauptstädten, wo sich Botschafter oder Gesandte des betreffenden Staates befinden, Kuriere, welche wichtige Aktenstücke und Briefe, die man der Post nicht anvertrauen will, in Mappen hin und her befördern. Natürlich benutzen persönliche Bekannte der Monarchen im Auslande diese Gelegenheit, um durch den Kurier die Briefe an den betreffenden Monarchen gelangen zu lassen. Wenn zum Beispiel der Kaiser von Rußland, der mit unserm Kaiser in sehr intimer Korrespondenz steht, einen besonders wichtigen Brief befördern will, so schickt er ihn nach der deutschen Botschaft, und der deutsche Botschafter giebt den Brief dem Kurier mit. Der Kurier hat die Verpflichtung, bei der Ankunft in Berlin — sei es bei Tage oder Nacht — sich sofort im Schlosse einzufinden und hier den Brief an den diensttuenden Flügeladjutanten abzugeben. Auch durch die eignen Kuriere werden natürlich Briefe geschickt. Auch das russische Auswärtige Amt sendet wöchentlich einen Kurier an die russische Botschaft in Berlin, und dieser Kurier bringt natürlich eventuell kaiserliche Privatbriefe von Petersburg nach dort.

Diese kaiserlichen Privatbriefe, die durch Kuriere befördert werden, sind wohl zu unterscheiden von den offiziellen „Handschreiben“, welche die Monarchen gelegentlich untereinander wechseln. Solche offiziellen Handschriften werden nur bei wichtigen politischen Veranlassungen angewendet, und es deutet immer auf eine gewisse Spannung in den politischen Verhältnissen, wenn ein Monarch sich entschließt, persönlich in politischen Dingen an einen andern Monarchen heranzutreten. Der Inhalt des Briefes wird dann gewöhnlich im Ministerium beraten, und die Briefe haben eine sehr feierliche Form der Anrede und des Stils. Es ist eben kein Privatbrief, sondern ein offizielles Schreiben. Dieses Schreiben wird durch einen Kurier an die Botschafter in der Hauptstadt befördert, in welcher der Adressat des Briefes wohnt. Der Botschafter meldet dem Chef des Auswärtigen Amtes oder dem Premierminister — in Deutschland dem Reichskanzler —, daß er beauftragt sei, ein offizielles Handschreiben zu überreichen, und dann wird er von dem Monarchen in Audienz empfangen, um den Brief direkt zu übergeben.

Die Hunderte von verschiedenen Zuschriften, die außer der Privatkorrespondenz zum Beispiel für den Kaiser von Deutschland eingehen, werden im Zivilkabinett geöffnet und geordnet. Man unterscheidet drei Kategorien: Dienstschreiben und Schreiben von Privatleuten; die dritte Kategorie bilden eilige Briefe beider eben genannter Arten. Die eiligen Briefe werden dem Kaiser sofort vorgelegt und von ihm auch unmittelbar erledigt, indem er mit Bleistift oder Blausift auf dem Rand der Briefe Bemerkungen macht, welche die

Beantwortung betreffen. Die andern Schreiben werden entweder im Zivilkabinett behalten, wenn sie das Ressort desselben betreffen, oder werden an das Militär- oder an das Marinekabinett gegeben. Die Chefs der genannten drei Kabinette prüfen die eingegangenen Schriftstücke, bearbeiten sie, wenn es sich um Dienstfachen handelt und leiten bei Privatangelegenheiten, bei Gnaden- und Bittgesuchen Recherchen über die Richtigkeit der gemachten Angaben ein, und erst, wenn das ganze Material zusammen ist, wird die Angelegenheit dem Kaiser bei dem nächsten Vortrag des Kabinettschefs vorgelegt. Es darf dabei keine Auswahl stattfinden. Jede Korrespondenz, sei sie auch noch so absonderlich, muß dem Kaiser schließlich, nachdem das betreffende Kabinett die notwendigen Untersuchungen angestellt hat, vorgelegt werden. Es geht also niemals ein Brief verloren; nur dauert es, wenn es sich nicht um eine wichtige (das heißt nicht für den Empfänger, sondern allgemein wichtige) Angelegenheit handelt, einige Zeit, bis die Sache vor die Augen des Kaisers kommt.

Es ist unglaublich, was in Zuschriften an die Monarchen geleistet wird. Der König von England bekam vor einiger Zeit von einem Erfinder einen Taucheranzug zugesandt mit der Bitte, sich mit diesem Taucheranzug zu bekleiden und ihn selbst zu probieren, indem der König damit ins Wasser ging. Hier waren natürlich zur Erledigung besondere Recherchen nicht notwendig; es wurde dem Schreiber vom Kabinett mitgeteilt, daß der König außer Stande sei, seinen Wunsch zu erfüllen. Höchst wahrscheinlich machte man aber auch die Behörden auf den Briefschreiber aufmerksam, um den Mann auf seinen geistigen Gesundheitszustand zu beobachten.

Vor einigen Monaten ging dem Deutschen Kaiser zum Beispiel der Brief eines jungen Mädchens zu, in welchem dieses den Kaiser auf das dringendste bat, ihren Geliebten, der Unteroffizier sei, zum Wachmeister zu befördern, damit sie heiraten könnten. Da es sich hier um eine militärische Angelegenheit handelte, bekam das Militärkabinett die Sache zur Erledigung; selbstverständlich wurde die Polizei des Ortes, in dem das junge Mädchen wohnte, mit Recherchen beauftragt; auch der Unteroffizier wurde von der Militärbehörde vernommen und war wie aus den Wollen gefallen, weil er von dem absonderlichen Schreiben der Geliebten nichts wußte. Nachdem nach allen Seiten hin die Angelegenheit klargestellt worden war, wurde dem Kaiser auch dieses absonderliche Gesuch vorgetragen, und offiziell erhielt das Mädchen von dem Militärkabinett die Benachrichtigung, daß ihrer Bitte aus dienstlichen Gründen nicht entsprochen werden könne.

In der letzten Zeit ist speziell der Deutsche Kaiser durch Privatbriefe von halbwüchsigen Jungen, die zur Marine gehen oder freiwillig beim Militär eintreten wollten, welche den Kaiser um Unterstützung baten, um Maler, Bildhauer, Trapezkünstler und so weiter werden zu wollen, so außerordentlich belästigt worden, daß in den Schulen, wenigstens in Preußen, die Kinder auf das Ungehörige dieser Zuschriften aufmerksam gemacht worden sind.

Bei Gnadengesuchen kommt der erste Brief nicht direkt vor die Augen des Kaisers; sondern das Zivilkabinett sendet den Brief im Original an die Behörde, welche für die Beurteilung oder Verurteilung zuständig ist. Diese Behörde wird aufgefordert, nähere Mitteilung über die Verhältnisse zu machen; sie hat sich darüber zu äußern, ob die Angaben, die der Bittsteller gemacht hat, richtig sind, und muß auf Pflicht und Gewissen außerdem erklären, ob sie den Bittsteller der Gnade für würdig hält. Diese Erklärung der betreffenden Behörde — sei es ein Gerichts- oder Verwaltungskörper — ist aber durchaus nicht maßgebend. Das Aktenstück mit all den Anlagen wird dann dem Kaiser doch zur Entscheidung vorgelegt, und es steht lediglich beim Kaiser, ob er das Gnadengesuch berücksichtigen will oder nicht. Er kann die Begnadigung ablehnen, selbst wenn die Behörde sie empfohlen hat und umgekehrt; er kann die Begnadigung aussprechen, wenn ihm das nach Lage der Verhältnisse thunlich erscheint, selbst wenn die betreffende Behörde sich nicht für die Begnadigung ausgesprochen hat. Der letztere Fall dürfte aber sehr selten vorkommen, da jedenfalls die Behörde den Fall sicherer und besser beurteilen kann als der Kaiser, dem das Detailmaterial nicht vorliegt und dem die einschlägigen Verhältnisse nicht so gut bekannt sind wie der betreffenden Behörde.

Wenn es sich um Einladungen von Stadtbehörden oder Epiken der Provinzbehörden an den Kaiser handelt, so gehen diese Sachen durch das Zivilkabinett an das Hofmarschallamt des Kaisers; dieses setzt sich dann mit der betreffenden Stadtbehörde oder mit den Epiken der Provinzbehörden in Verbindung, läßt sich ein Programm zusenden, stellt verschiedene Anfragen und bringt dann die Angelegenheit dem Kaiser zum Vortrag.

Die Berichte der deutschen Gesandten im Auslande,

die durch Kuriere eingehen, werden natürlich ebenfalls uneröffnet dem Kaiser vorgelegt, und der Inhalt der Briefe wird gewöhnlich niemand bekannt. Nur, wenn der Kaiser es für notwendig hält, macht er von dem Inhalt der Briefe dem Reichskanzler oder dem Chef des Auswärtigen Amtes Mitteilung; eine solche wird aber gewöhnlich dadurch überflüssig, daß der betreffende Botschafter oder Gesandte immer einen Auszug aus dem Privatbericht an den Monarchen dem Auswärtigen Amt oder dem Premierminister ein-sendet.

So wie beim Deutschen Kaiser wird die Korrespondenz, sei es private, sei es offizielle, wohl an allen deutschen und außerdeutschen Fürstenhöfen erledigt. Auch die Fürstinnen haben eine große Korrespondenz zu führen, welche sich nicht nur auf private Angelegenheiten bezieht. Bei der offiziellen Korrespondenz handelt es sich gewöhnlich um Wohltätigkeitsanstalten, um Kirchenbauten, um Einladungen zu Einweihungen und so weiter. In den meisten Fällen haben die fürstlichen Damen einen besonderen Korrespondenzsekretär, der unter der Aufsicht des Hofmarschallamts oder des Oberkammerherrn vom Dienst die eingegangenen Korrespondenzen, soweit dies nicht Privatbriefe sind, öffnet, Recherchen in der Angelegenheit der Einwendung anstellt und dann die ganze Angelegenheit zum Vortrag bringt.

Sind die Angelegenheiten durch den Chef des Zivil-, Militär- oder Marinekabinetts bei dem Vortrag, der wöchentlich mehrmals stattfindet, dem Kaiser vorgelegt worden und hat dieser die Entscheidung getroffen, so wird im Kabinett dann die Antwort entworfen, deren Grundzüge sehr oft vom Kaiser selbst mit Bleistift auf dem ihm vorgelegten Schriftstück vermerkt wurden. Es werden in einem Vortrage, je nach der Wichtigkeit der vorgelegten Schriftstücke, vierzig bis sechzig Nummern erledigt. Bei der Gründlichkeit, mit welcher der Deutsche Kaiser auch die kleinsten Angelegenheiten behandelt, nimmt der Kabinettschef gewöhnlich noch ein Duzend und mehr unerledigter Sachen zurück, weil der Kaiser befohlen hat, neue Recherchen anzustellen, neue Auskünfte einzuholen oder Aktenstücke einzufordern, aus denen sich der Kaiser selbst über die Sache unterrichten will. Diese Sorgfalt des Kaisers, der allen Sachen auf den Grund geht und immer wieder neues Material vor der Entscheidung sehen will, hat dem Zivilkabinett eine derartige Arbeit verschafft, daß die Beamten seit dem Regierungsantritt des Kaisers verdreisacht werden mußten. Die Entscheidungen werden im Zivilkabinett dem Wortlaute nach ausgearbeitet, dann in der Kanzlei sauber abgeschrieben und schließlich entweder vom Chef des Kabinetts unterzeichnet oder dem Kaiser noch einmal zur Unterschrift vorgelegt.

Wie viel unnütze Arbeit dem Zivilkabinett durch thörichte Briefschreiber verursacht wird, kann man sich als harmloser Staatsbürger gar nicht vorstellen. Wir sehen ganz von den Irren ab, welche mit unheimlicher Sicherheit täglich Briefe schicken, in denen sie sich über Verfolgungen beschweren und in denen sie die ungeheuerlichsten Zumutungen an den kaiserlichen Adressaten stellen. So hat ein Mädchen aus Eichgrabe in Sachsen vor ungefähr zehn Monaten durch die Ortspolizei in die Irrenanstalt auf dem Sonnenstein gebracht werden müssen, weil sie täglich Briefe an den Kaiser schrieb, in denen sie ihm mitteilte, sein Vater, Kaiser Friedrich, sei noch am Leben und halte sich in Amerika auf. Sie wisse, wo der Kaiser Friedrich sich befinde, und sie wolle vom Kaiser empfangen werden, um ihm darüber Mitteilung zu machen. — Da es sich um eine offenbar Irrenfrage handelte, trug natürlich das Zivilkabinett die thörichte Angelegenheit dem Kaiser nicht vor, sondern veranlaßte die Polizeibehörde, die Briefschreiberin dahin zu bringen, wohin sie gehörte, nämlich in eine Irrenanstalt. In der That ergab auch die ärztliche Untersuchung Verfolgungswahnsinn bei dem unglücklichen Mädchen.

Was man sich aber im Publikum für Vorstellungen von der Erledigung der Korrespondenz bei einem Monarchen macht, das geht wohl am besten daraus hervor, daß im Jahre 1898 der damals funktionierende Oberbürgermeister von Berlin, Zelle, von einer Beamtenwitwe aus dem Elsaß einen Brief bekam, in welchem diese ihm mitteilte, sie habe an den Kaiser schon vier Briefe gerichtet, drei davon eingeschrieben; sie habe aber bisher keine Antwort erhalten. Sie ersuche den Oberbürgermeister von Berlin, den Kaiser zu veranlassen, nun endlich einmal ihre Briefe zu erledigen.

Ein Beamter des Zivilkabinetts aus der Zeit Kaiser Wilhelm I. hat originelle Bittschriften gesammelt, die beim Kaiser eingingen und welche nach dem Tode des Beamten durch seinen Sohn veröffentlicht worden sind. Wir geben daraus folgende kurze Probe:

„An den Großmächtigsten, Fürst, Schonungsvollsten Herrscher der Deutschen und der Niederlande!“ Sicherlich eine Fülle von Liebe und Vertrauen zum König und einer kindlichen Unwissenheit in politischer

Geographie. Ein zweiter schreibt: „Er. königlichen, kaiserlichen Durchlaucht und Unser Vater von Preußen und Berlin, vor deren durchlauchtigsten Fenstern ich mich mit meiner Bitte im Staube wälze.“ Ein dritter: „Eure Majestät! falle ich Ihnen als treue Krieger zu Füßen und wasche mit Thränen Eure Füße.“ Alle bitten um Unterstützung, „erleihen sich eine Allerhöchste, Gnädige, Geruhende, Begünstigende, Guldreiche, Erfreuende, Beglückende Unterstützung.“ der, „weil doch auch Christus am Kreuze mit seinen Mörtern Erbarmen hatte,“ jene, eine Witwe, „weil sie den Verlust der Nahrungsforgen hat schmerzlich empfinden müssen,“ dem attestiert der Bürgermeister die Wahrheit und „daß ihm nicht zu vergönnen sei, daß seinem Gesuche gewillfahret werde, da er es recht bedürftig wäre.“ Ein anderer wieder schreibt: „Lieber Vater vons Deutschland! Ich möchte bitten, ob mir nicht was Kleines könnte zuerkannt werden.“ Ein alter Veteran begründet sein Gesuch weniger, verspricht aber alles Gute. „Ueber die hohe und unschätzbare Gnade und Barmherzigkeit wird meine Zunge bis zum Tode nicht ermüden, herzlich zu danken und um das höchste Wohl für die Zukunft für ein Kaiserliches, Königliches, Großmächtigstes, Höchstlobliches, Höchstpreussisches Kriegsministerium mein schwaches Gebet emporzuheben.“ Nun kommt das Heer derer, die im Kriege etwas Schädliches erlitten oder sich geholt haben wollen; den Reigen eröffnet einer voll Raivität: „Die Krankheit ist nicht vons Krieg sondern nur von Aergernis, weil ich mit meiner Frau nicht übereinkommen kann und sie mich öfters zum Zweikampfe herausfordert.“ Jener Tapfere beschwert sich: „Schon beim Ausmarsch hatten wir keinen dirigierenden Hauptmann,“ und dadurch sei seine Compagnie und er selbst stark ins Hintertreffen gekommen. Gar schrecklich und doch wieder beruhigend nimmt sich's aus, wenn dort einer schreibt: „In allen Gefechten mußte ich mein Blut verspielen, kam jedoch glücklicherweise immer ohne Verwundung davon, nur durchs Signalhorn ging der Schuß rin!“ Ein anderer sagt: „In der Schlacht bei Sedan wäre ich beinahe sehr nächst ein Opfer des Soldatentodes geworden, indem mir in erster Linie durch eine feindliche Kugel der beste Körperteil, und zwar die „Kopfschuppe“, beschädigt wurde.“ Die Aerzte müssen wie immer auch daran schuld sein: „Ins Lazarett haben sie mir abgemurkst ohne Bedingung, oder: „Da ich mich der Wehmut hingab, erlitt ich in unrichtiger Behandlung der Aerzte durch Zählen einen kranken Zustand auf meiner Gesichtsanlage.“

Es wird interessieren, hier etwas über die sogenannten „blauen“ Briefe zu erfahren, von denen ja jedermann aus Zeitungsberichten weiß, ohne daß allerdings im allgemeinen im Publikum das Richtige bekannt ist. Die blauen Briefe enthalten nicht immer Verabschiedungen, sondern alle Schreiben, welche aus dem Kabinett des Königs von Preußen kommen, sei es aus dem Zivilkabinett oder aus dem Militärkabinett, stecken in blauen Umschlägen. Eine blauer Brief kann also ebenso eine Beförderung, eine Versetzung, eine Ordensverleihung wie eine Verabschiedung enthalten.

Blau Briefe giebt es seit Friedrich dem Großen. Unter Friedrich Wilhelm I. waren weiße Umschläge für die Kabinettsordres üblich und zwar von einem eigentümlichen Format. Auch in dem ersten Regierungsjahr Friedrichs des Großen wurden noch weiße Briefumschläge verwendet. Dann kam der blaue Umschlag in Aufnahme und hat sich bis heut für die Kabinettsordres erhalten.

Eine vielfach in den Kreisen des Publikums behandelte Streiffrage sei doch bei dieser Gelegenheit nach authentischen Quellen entschieden. Wenn ein Offizier oder Staatsbeamter befördert wird, so steht auf dem Umschlag der Kabinettsordre, welche diese Beförderung meldet, nicht der neue Titel, sondern noch der alte Titel. Wenn also der Kaiser den Contreadmiral R. zum Viceadmiral befördert, so steht auf dem Briefumschlag nicht „An Se. Excellenz, den Viceadmiral Herrn R.“, sondern der frühere Titel: „An den Contreadmiral Herrn R.“ Den höheren Rang erhält ja der Beförperte erst in dem Augenblick, in dem er den Brief gelesen hat. Selbst in der Ueberschrift bleibt noch der alte Titel stehen; dieselbe würde zum Beispiel, wenn es sich um ein Handschreiben des Kaisers handelt, lauten: „Mein lieber Contreadmiral!“

So hat auch Schiller einen Fehler gemacht, als er am Schluß von „Wallensteins Tod“ dem bisherigen Generalleutnant Piccolomini einen Brief übergeben läßt mit der Adresse: „An den Fürsten Piccolomini“, weil der Generalleutnant darin zum Fürsten befördert wird. Es ist das eine dichterische Freiheit, die der Wirklichkeit nicht entspricht.

Daß die Fürsten nicht nur in der Sprache ihres Landes, sondern auch englisch und französisch zum mindesten korrespondieren, ist eigentlich selbstverständlich. Ein Prinz, der den Thron bestiegen will, muß heutzutage auch in Sprachen viel leisten und mindestens außer seiner Muttersprache noch die französische und englische vollkommen beherrschen.

Mehr als zwei Sprachen außer der Muttersprache beherrschen Kaiser Franz Joseph, der alle Idiome der deutschen, slavischen und magyarischen Sprache beherrscht, die in dem vielsprachigen Oesterreich-Ungarn nur gesprochen werden. Dann folgt der König von Griechenland im Range als Sprachkennner; auch König Humbert von Italien verfügte über sehr umfassende Sprachkenntnisse.

Befinden sich Monarchen auf Reisen, so leidet die Korrespondenz keineswegs eine Unterbrechung; ebenso wird, wenigstens beim Deutschen Kaiser, das Arbeiten nicht einen Augenblick eingestellt. Alle Berichte der höheren Behörden, die fertig gestellten Arbeiten des Zivil-, Militär- oder Marinekabinetts, sowie die Neueingänge werden durch Kuriere in verschlossenen Mappen dem Monarchen nachgesendet, wo er sich auch befinden mag. Diese Mappen enthalten nur eilige Sachen, und deshalb beeilt sich der Deutsche Kaiser auch, die Sachen sofort zu erledigen, damit der Kurier sofort wieder die bearbeiteten Aktenstücke mitnehmen kann. Selbst Vergnügungsreisen werden manchmal strapazios für den Deutschen Kaiser, weil er beim Eintreffen der Kuriermappen selbst in Norwegens Fjorden sich sofort hinsetzen muß, um in stundenlangen Arbeiten alle Eingänge zu erledigen. Ist er zum Manöver oder zu Besichtigungen unterwegs in den Provinzen oder im Auslande, so muß die Nacht zum Erledigen der Arbeiten zu Hilfe genommen werden, da tagsüber durch die Pflichten der Repräsentation zu wenig Zeit übrig bleibt.

Der Deutsche Kaiser sowohl wie alle andern Monarchen benutzen für die Vermittlung der Korrespondenz außerordentlich stark den Telegraphen. Der Grund dafür liegt nicht nur in der Absicht, die Angelegenheiten möglichst rasch zu erledigen, sondern auch darin, daß die telegraphische Erledigung die Arbeit so außerordentlich erleichtert und beschleunigt. Nehmen wir an, es habe irgend jemand in eiliger Angelegenheit die Genehmigung des Kaisers erbeten. Wenn der Kaiser verfügt: „Telegraphieren Sie dem Mann, daß ich meine Genehmigung erteile“, so ist die Angelegenheit auf kürzestem Wege und innerhalb weniger Minuten erledigt. Das Telegramm lautet einfach: „Seine Majestät erteilen die erbetene Genehmigung. Zivilkabinett.“ Wird der schriftliche Weg gewählt, so muß das Zivilkabinett erst das Antwortschreiben mit der Genehmigung entwerfen; das Schreiben muß sauber „mundiert“ werden, wie der offizielle Ausdruck heißt. Wenn es der Kalligraph abzuschreiben hat, so müssen sämtliche Titel und Orden der Aufschrift und Adresse eingefügt werden. Dann muß das Schriftstück dem Kaiser wieder zur Unterschrift vorgelegt und endlich im Bureau expediert werden. Das alles fällt weg, wenn der Telegraph benutzt wird.

In keinem Staate, in welchem die Telegraphie Monopol ist oder sich ein Post- und Telegraphenregal befindet, zahlt der Monarch irgend welche Telegraphengebühren. Seine Telegramme werden frei befördert, ebenso die seiner Gattin (oder Witwe). Auch die Bundesfürsten mit ihren Gattinnen, ebenso die Witwen der Bundesfürsten haben Telegrammfreiheit. Diese erstreckt sich jedoch nicht auf die Nachkommen des Kaisers oder der Bundesfürsten. Jedes Telegramm, das zum Beispiel der Kronprinz des Deutschen Reiches abschickt, muß von seinem Hofmarschallamt bar bezahlt werden, wie es von Seiten jedes andern Sterblichen geschieht. Auch eine Ermäßigung wird nicht gewährt. Die Telegramme werden jedoch nicht jedesmal bezahlt, sondern es finden mit dem Hofmarschallamt monatliche Abrechnungen statt. Benutzt der Kaiser oder ein Bundesfürst eine auswärtige Linie, telegraphiert der Kaiser also nach dem Auslande, so muß er das Telegramm bezahlen, wenigstens für die Strecke von der deutschen Grenze bis zu dem Bestimmungsort. Die Verrechnung findet zwischen dem Hofmarschallamt und dem Reichspostamt statt.

Für den Gebrauch des Kaisers und der Kaiserin dienen besondere Telegrammformulare, von denen immer fünfzig bis hundert Stück zu einem Block vereinigt sind, dessen Ränder perforiert sind, so daß man die fertig geschriebenen Telegramme vom Block leicht lösen kann. Diese Telegrammformulare haben Quart- oder Folioformat und führen die Aufschrift: „Telegramm Seiner Majestät des Deutschen Kaisers“ oder „Telegramm Ihrer Majestät der Deutschen Kaiserin“.

Sehr viele Telegramme schreiben der Kaiser und die Kaiserin selbst, besonders wenn es sich um Privatangelegenheiten oder um den Verkehr mit befreundeten Monarchen oder entfernten Familienmitgliedern handelt. Auch wenn der Kaiser auf seinen Nordlandsreisen sich befindet, und die Kaiserin unterdes auf ihrer Jacht „Iduna“ wie alljährlich ihre Ferienzeit auf einer Kreuzerfahrt an den schleswig-holsteinischen Küsten verbringt, werden zwischen den Gatten täglich Telegramme gewechselt. Die Kaiserin hat sogar auf der „Iduna“ einen lauschigen Winkel, in dem sie gegen Wind und Wetter geschützt sitzen kann, wenn sie mit dem Formularblock auf den Knien an ihren

Gemahl Depeschen schreibt. Oft diktiert der Kaiser auch, besonders auf Reisen, Telegramme dem Adjutanten, dem Hofmarschall oder dem Vertreter des Zivilkabinetts und unterzeichnet dann nur die Telegramme.

Die in Deutschland aufgegebenen Telegramme des Kaisers und der Kaiserin werden sorgfältig gebucht und von allen Stationen, nachdem sie abtelegraphiert sind, nach Berlin an das Haupttelegraphenamt gesendet, welches wiederum die Telegramme bucht und allmonatlich mit den Kabinetten und dem Hofmarschallamt Listen austauscht, um zu vergleichen, ob die Zahl der aufgegebenen und beförderten Telegramme stimmt. Sämtliche Telegrammanuskripte müssen allmonatlich wieder vom Haupttelegraphenamt an das Zivilkabinett oder an das Hofmarschallamt zurückgereicht werden. Besonders wird darauf geachtet, daß die Telegramme, die der Kaiser oder die Kaiserin selbst geschrieben haben, nicht in fremde Hände geraten.

Es wird von Autographensammlern, auch von Leuten, die sich für Kuriositäten interessieren, besonders von Engländern und Amerikanern, viel Geld aufgewendet, um in den Besitz solcher Originaltelegramme zu gelangen. Es ist den Sammlern aber nur in einem einzigen Falle gelungen, ein Telegramm von der Hand Kaiser Wilhelm I. zu erhalten. Die angestrebte Untersuchung hat den Schuldigen, der das Telegramm in die Hände eines Amerikaners gelangen ließ, nicht ermittelt. Um aber die Wiederkehr solcher Indiskretion zu verhindern, werden die genauen Listen beim Zivilkabinett, dem Hofmarschallamt und dem kaiserlichen Haupttelegraphenamt in Berlin geführt.

Für den Kaiser bestimmte Telegramme müssen ihm bei jeder Gelegenheit sofort ausgehändigt werden, sei es, wo es auch sei. In einem einzigen Falle ist eine Ausnahme zulässig, nämlich wenn der Kaiser beim Gottesdienst in der Kirche oder beim Feldgottesdienst sich befindet, oder wenn er an Bord des Schiffes selbst Sonntags den Gottesdienst abhält. Die Depeschenboten müssen dann mit der Uebergabe warten, bis der Gottesdienst vorüber ist. — Zur Nachtzeit eingehende Telegramme werden dem Kaiser nur zugestellt, wenn es sich um sehr wichtige politische oder Familienangelegenheiten handelt. Es besteht dann die Vorschrift, den Kaiser unter allen Umständen zu wecken, um ihm das Telegramm zu übergeben. Eventuell kann dann gleich nachts noch die Entscheidung getroffen und eine Antwort erlassen werden.

Untereinander verkehren die Monarchen sehr viel telegraphisch. Besonders werden Glückwunschtelegramme, ebenso Beileidsbezeugungen unter den Staatsoberhäuptern telegraphisch ausgetauscht. Den größten Rekord in Glückwunschtelegrammen soll der jetzige König von Italien erreicht haben, als ihm seine Tochter Yolanda geboren wurde. Er soll nicht weniger als sechsundzwanzigtausend Telegramme aus allen Teilen der Welt erhalten haben. Wie aus italienischen Berichten verlautet, haben sich allerdings darunter zwanzigtausend Telegramme befunden, welche die Bitte um eine Unterstützung oder eine sonstige Bitte enthielten. — Es ist so recht ein Zeichen der Zeit, daß die Leute, die mit Bettelbriefen die Monarchen belästigen, jetzt auch schon den Telegraphen benutzen.

Im englischen Königshause bedient man sich bei der telegraphischen Korrespondenz auch innerhalb der Verwandtschaft, besonders aber, wenn Nachrichten nach dem Auslande gehen, der Chiffreschrift. Es giebt eine besondere Familienschiffre, die durch Zahlen ausgedrückt wird. Bei der Entzifferung von Telegrammen leisten die Worte, die aus zwei und drei Buchstaben bestehen, wie „es, er, ihm, der, die, das“ — im deutschen — wichtige Dienste, weil man bei solchen kleinen Buchstabengruppen durch Probieren leicht den Sinn erraten kann. Die Familienschiffre der englischen Königsfamilie hat daher für jede Wortgruppe vier bis fünf Zahlen. Diese Gruppen sind zum Nachschlagen in besonderen, im Manuskript hergestellten Büchern so geordnet, daß man ohne große Schwierigkeiten die Depeschen entziffern kann. Die Zahlengruppe 1, 2, 3, 4, 5 bedeutet natürlich etwas ganz andres als 1, 2, 4, 3, 5 oder als 1, 2, 5, 4, 3 und so läßt sich mit verhältnismäßig wenigen Zahlen eine große Menge von Wörtern bezeichnen. — Auch die übrigen Monarchen benutzen natürlich Chiffreschrift zum Telegraphieren mit ihren Vertretern im Auslande, zumal wenn dabei wichtige politische und Staatsangelegenheiten verhandelt werden, welche besonders den Telegraphenbeamten des Auslandes nicht bekannt werden sollen. Es sitzen deshalb im Zivilkabinett jedes Monarchen auch Deciffreure, deren Aufgabe es ist, die abgehenden Telegramme aus der Kurrentschrift in die Chiffreschrift und umgekehrt, die ankommenden aus der Chiffreschrift in die Kurrentschrift zu übertragen.

Außer dem Telegraphen wird natürlich auch das Telephon von den Monarchen für den Verkehr und zur Erledigung von Korrespondenzen benutzt, nicht nur das Telephon innerhalb des Ortes, sondern auch nach außerhalb. Gewöhnlich kommen für die Monarchen für den Lokalverkehr besonders konstruierte Apparate

in Anwendung. Für den Deutschen Kaiser sind in Berlin und Potsdam Ausschaltapparate im Gebrauch; jedes Verbindungsamt in Berlin und Potsdam ist mit dem Schloß direkt durch einen Draht verbunden. Will jemand dem Kaiser telephonisch etwas mitteilen, so ruft er das Amt, zu dem er gehört, an und bittet um Verbindung mit dem Schloß. Natürlich wird er nicht direkt mit dem Kaiser verbunden, sondern mit einer Zentralstelle. Diese Zentralstelle verbindet wiederum den Anrufer erst mit dem Zivilkabinett oder mit dem Hofmarschallamt und dieses entscheidet erst, ob der Anrufer direkt mit dem Kaiser verbunden werden soll. Ist der Anrufer zum Beispiel ein Minister, der dem Kaiser etwas Wichtiges zu melden hat oder der eine eilige Entscheidung wünscht, so wird er mit dem Apparat im Arbeitszimmer des Kaisers verbunden. Der Kaiser wird von der Zentralstelle im Schloß angelinkelt und in dem Augenblick, in dem der Kaiser den Hörer von dem Apparat nimmt, schalten sich sämtliche andern Apparate, auch des Verbindungsamtes derart aus, daß nur der Anrufer mit dem Kaiser sprechen kann. Es ist ganz und gar unmöglich, daß eine der andern Personen das Gespräch, das zwischen dem Kaiser und dem Minister geführt wird, belauschen kann. Ruft der Kaiser eine Persönlichkeit in Berlin, Potsdam oder Umgegend an, so geschieht auch das über die Zentralstelle im Schloß, und sobald das Gespräch beginnt, schalten sich wiederum alle andern Apparate selbstthätig aus.

Telephoniert der Kaiser nach außerhalb, zum Beispiel an seinen Bruder den Prinzen Heinrich nach Kiel, oder hat dieser dem Kaiser etwas mitzuteilen, so werden vorher alle beteiligten Fernsprechkabinete angerufen und aufmerksam gemacht, und in dem Augenblick, in dem das Fernsprechen zwischen dem Kaiser und seinem Bruder beginnt, haben sämtliche Beamte und Beamtinnen die Pflicht, von dem Apparat zurückzutreten, damit sie nicht Zeugen des Gesprächs werden.

Das Vertrautsein mit den Fernsprecheinrichtungen gehört also heute auch zu den Dingen, die ein Prinz, respektive ein Monarch lernen muß.

Zum Schluß sei eine kleine Fernsprechanekdote aus kaiserlichen Kreisen mitgeteilt, die sich auf den lebenswürdigen Prinzen Waldemar von Dänemark bezieht und die sich im Jahre 1892 abgespielt hat:

Der Prinz traf zu Schiffe in einer seeländischen Küstenstadt ein, um die Reise nach Kopenhagen per Eisenbahn fortzusetzen. Um sich im Voraus eines Wagens zu versichern, der ihn vom Bahnhof der dänischen Hauptstadt nach dem königlichen Schloß Amalienborg befördern könnte, begab er sich in dem Hotel, wo er abgestiegen war, persönlich ans Telephon, gab mit dem Läutewerk das Meldezeichen an das Postamt des Städtchens und rief: „Bitte um Kopenhagen!“ — Die Telephonistin, welche die Stimme eines ihrer bekannten Angestellten des Hotels zu vernehmen glaubte und aus besonderem Grunde sich veranlaßt fühlte, den stolzen Jean ein wenig zu hänseln, fragte zurück: „Was wollen Sie mit Kopenhagen?“ — Der Prinz antwortete: „Ich will noch heute abend dorthin reisen!“ — „Was wollen Sie denn dort?“ fragte die junge Dame. — „Ich muß notwendig nach Amalienborg,“ lautete die Antwort des Prinzen, den die Sache amüsierte. — Als die Telephonistin von einer Fahrt nach dem königlichen Schloß hörte, glaubte sie, der Kellner wolle sie zum besten halten. „Ach was! dummer Schma!“ rief sie entrüstet zurück, „ich frage Sie, was Sie in Kopenhagen zu thun haben?“ — „Ich will ja nur nach dort telephonieren,“ erwiderte lachend der Prinz, „daß man mir heute abend vom Gelben Schloß oder Amalienborg eine Equipage an die Bahn sendet.“ — „Nun hören Sie aber mit Ihren Dummheiten auf,“ gab die Telephonistin erboht zur Antwort. „Sie sind wohl völlig verrückt geworden?“ — Nunmehr hielt es der Prinz, den das Mißverständnis bis jetzt höchlichst belustigt hatte, doch für angezeigt, sich zu erkennen zu geben. „Mit wem glauben Sie denn eigentlich zu sprechen?“ fragte er. — „Dumme Frage, natürlich mit dem Oberkellner vom Hotel!“ lautete die Antwort der Telephonistin. — „Sie irren sich, meine Liebe, ich bin Prinz Waldemar.“

Die bestürzte junge Dame war einen Moment fassungslos, beeilte sich aber dann, die gewünschte Verbindung herzustellen.

Ein fürstliches Jubelpaar.

Am 21. Februar begehen Erzherzog Rainer von Oesterreich und seine Gemahlin, Erzherzogin Marie, das Fest ihrer goldenen Hochzeit. Erzherzog Rainer, der Sohn des einstigen Vizekönigs im österreichischen Italien, erfreut sich wegen seines Edelsinns und der Liebe zu den Wissenschaften und Künsten allgemeiner Beliebtheit. Er stand in den Jahren 1861 bis 1865 als Ministerpräsident im Kabinett Schmerling an der Spitze der Staatsgeschäfte und ist als Feldzeugmeister gegenwärtig Oberkommandant der österreichischen Landwehr. Seine Würde als Protektor des österreichischen Museums für Kunst und Industrie brachte den Erzherzog auch in vielfache Beziehungen zu dem Wiener Kunstgewerbe. Als Kurator der Wiener Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften nimmt er an den Arbeiten dieser ersten gelehrten Körperschaft Oesterreichs lebhaften Anteil, und manches bedeutsame, von feinstem Denkart zeugende Wort seiner gelegentlich der feierlichen Jahresversammlung der Akademie gehaltenen Ansprachen hat lebhaften Wiederhall gefunden. Durch die im Jahre 1884 erworbene Sammlung von in Fayum gefundenen Handschriften, dem „Papyrus Erzherzog Rainer“, welcher jüngst in der Wiener Hof-



Phot. Hofatelier Kuhn, Wien.

Erzherzog Rainer und Erzherzogin Marie von Oesterreich.

bibliothek aufgestellt worden ist, hat sich der Erzherzog auch um die Förderung unvergänglicher Verdienste erworben. Die Erzherzogin Marie, mit welcher der Erzherzog in glücklichster, obzwar kinderloser Ehe vermählt ist, ist eine Tochter des Erzherzogs Karl, des berühmten Siegers von Aspern, und steht gegenwärtig im siebenundsechzigsten Lebensjahre. Trotz seines mehr als tausendjährigen Bestandes ist dies die erste goldene Hochzeit im Hause Habsburg.

Ein Mißverständnis.

Eine Erinnerung aus Venezuela

von

Gottfried Werner.

Der augenblicklich schwebende Konflikt zwischen Deutschland und Venezuela, der vielleicht dazu führen wird, daß Deutschland Waffengewalt anwendet, um seine Rechte durchzusetzen, weckt auch bei mir die Erinnerung an ein Erlebnis, das ich in Caracas, der Hauptstadt von Venezuela, als Beamter der deutschen Bahn, um welche jetzt der Streit zwischen

Deutschland und dieser Föderativrepublik im Norden von Südamerika sich dreht, durchgemacht habe.

Für den Deutschen, den Europäer werden die nachfolgenden Zeilen vielleicht ein eigentümliches Licht auf Venezuela und seine Zustände werfen, der eingeborene Venezuelaner und der Fremde, der im Lande lebt, wird dagegen nichts Besonderes in meinem Erlebnis finden; denn es gehört ein solches zu den alltäglichen Ereignissen, an welche man sich in dem Lande, das von der Natur mit so großen Hilfsquellen ausgestattet ist und das so erbärmlich politisch verwaltet wird, gewöhnt.

Der Vorfall spielt sogar unter dem jetzigen Präsidenten Castro, welcher in einer Art von Größenwahnsinn, der höchst wahrscheinlich nichts ist als Verzweiflung über die Unhaltbarkeit seiner Stellung, die deutsche Forderung ignoriert und gleichzeitig mit einem Gegenpräsidenten Namens Ratos, dem Führer der augenblicklich in Venezuela herrschenden Revolutionspartei, zu kämpfen hat. Zu meiner Zeit hieß der Gegner Castros Ernandez und war natürlich ein General.

In meiner Villa in Caracas erschien an einem Nachmittag gegen halb sechs Uhr, also kurz vor Eintritt der Dunkelheit, ein Offizier mit zwölf Mann Infanteristen und erklärte mich für verhaftet. Auf meine erstaunte Frage, wie er dazu komme, antwortete er mir:

„Auf Spezialbefehl des Präsidenten.“

„Es muß ein Mißverständnis vorliegen,“ sagte ich. „Ich bin deutscher Bahnbeamter und unterstehe nicht der Nachbefugnis des Präsidenten.“

„Das ist mir gleichgültig,“ meinte der gelblich-braune Offizier, ein Mischling von Eingeborenen und Weißen. „Ich bin beauftragt, Sie nach der Bahnstation und von dort mit einer Anzahl anderer Gefangener zusammen nach der Festung Maracaibo zu bringen.“

Meine unglückliche Frau stieß, als sie diese Nachricht vernahm, ein lautes Wehgeschrei aus. Das Fort in der Nähe von Maracaibo, der berühmten Hafenstadt an der gleichnamigen Lagune im Norden Venezuelas, ist berüchtigt wegen der schlechten Gesundheitsverhältnisse. Alle Insassen des Forts, sowohl die Gefangenen wie deren Wächter, haben das Fieber, und Todesfälle unter den Gefangenen sind an der Tagesordnung.

Da es thöricht gewesen wäre, das Leben auf das Spiel zu setzen, indem ich mich dem zerlumpten Gefindel, das sich Soldaten nannte, widersetzte, erklärte ich dem Offizier, ich würde mit ihm nach dem Bahnhof gehen, und beauftragte meine Frau, sofort zum Vertreter des Deutschen Reiches, dem Ministerresidenten, zu gehen und diesem meine Gefangennahme mitzuteilen. Meine Frau zögerte auch nicht einen Augenblick, sich auf den Weg zu machen, und das war wahrscheinlich ihr Glück. Wer weiß, was sonst geschehen wäre. Nachdem ich nämlich abgeführt worden war, zu welchem Zweck mich vier Soldaten mit geladenem Gewehr zum Bahnhof begleiteten, plünderten die acht andern Soldaten unter Leitung des Offiziers das Haus vollständig aus. Sie machten ihre Arbeit so gründlich, daß sie nicht nur meine Wohnung ausplünderten, alles stahlen, was irgend Wert hatte, sondern auch die Möbel demolierten und schließlich noch eine alte Dame, die einen Teil unsers

Hauses, das nach Landesfeste im Viertel um einen gartenartigen Hof herum gebaut war, bewohnte, ebenfalls vollständig ausplünderten. Dabei begingen zwei Kerle die bodenlose Rohheit, dieser alten Dame, einer Spanierin, den Mittel- und Ringfinger der linken Hand abzuhacken, da die Dame an diesen beiden Fingern eine Anzahl von wertvollen Ringen trug. Die Ringe gingen nicht ohne weiteres herunter, und die tapferen Vaterlandsverteidiger griffen zu dem Mittel, das sonst nur die Hyänen des Schlachtfeldes bei Toten anwenden, indem sie die Finger abschneiden. Mit einem Küchenbeil hackten sie der alten Dame die beiden Finger ganz ab, und auch der kleine Finger der linken Hand wurde so beschädigt, daß er später operiert werden mußte. Als meine Frau von dem deutschen Gesandtschaftsträger nach Hause kam, fand sie die alte Dame in ihrem Blute ohnmächtig und dem Tode nahe. Unsere Wohnung aber war derartig verwüstet, daß meine Frau für die Nacht im Hotel Wohnung nehmen mußte, nachdem die unglückliche alte Spanierin mit der abgehackten Hand ins Lazarett gebracht worden war. *)

Ich wurde nach dem Bahnhof transportiert und fand

*) Wörtlich wahr.



„Wenn die Not am höchsten . . .“ Rettung verhungerten Wildes. Originalzeichnung von G. Bolter.

dort im Güterschuppen mehr als ein Duzend angesehener Einwohner von Caracas, ausnahmslos Kaufleute und sämtlich Eingeborene. Die Leute waren ebenso wie ich kurz vor Einbruch der Dunkelheit ausgehoben worden und sollten nach der Festung Maracaibo gebracht werden. Diese Leute wußten aber wenigstens, weshalb man sie verhaftet hatte und einsperren wollte. Sie hatten nämlich die Dummheit begangen, dem Präsidenten Castro Geld zu verweigern, das er von ihnen gefordert hatte.

Die Verhafteten waren nicht etwa alle politische Gegner des Präsidenten, vielleicht zwei oder drei waren verdächtig, zu Ernandez zu halten, die übrigen waren Freunde des Präsidenten, sie gehörten wenigstens zu seiner Partei, und es befanden sich unter den Verhafteten ebenso Unitarier (Konservative) wie Föderalisten (Liberalen).

Castro war damals schon in schwerer Geldverlegenheit, und in solchen Fällen wendete er sich einfach an seine Freunde mit der Forderung, ihm Geld vorzustoßen. Das Wort „vorstrecken“ war natürlich nicht im gewöhnlichen Sinne zu verstehen: Wer Geld dem Präsidenten lieh, bekam es niemals wieder. Ein Teil der Leute, von denen der Präsident Geld verlangt hatte, zahlte und blieb unbehelligt; die andern zahlten nicht bis zu einem gewissen Termin und wurden verhaftet, um sie in Maracaibo gefügig zu machen.

Wir sollten in einem Extrazug nach La Guaira, der Hafenstadt Caracas, gebracht werden, und von dort aus wollte man uns nach Maracaibo schaffen. Diese Bahn von La Guaira nach Caracas ist aber nicht in deutschem Besitz wie die andern Bahnen. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß weder Lokomotive noch Wagen vorhanden waren, um die Gefangenen fortzubringen, und so wurden wir denn in einen Güterschuppen gesperrt, wo man uns indes nicht allzu streng behandelte. Wir wurden von wenigstens hundert Soldaten und einer Anzahl Offiziere bewacht; wir konnten uns aber aus dem Bahnhofrestaurant Speisen und Getränke kommen lassen, und die Verwandten und Angehörigen der meisten Gefangenen erschienen, um hier Abschied zu nehmen oder um noch geschäftliche Besprechungen zu halten. Der Vorfall war eben ein ganz alltägliches Ereignis.

Der Leser wird das wahrscheinlich nicht ohne weiteres begreifen, und ich bin daher gezwungen, einen ganz kurzen Ueberblick über die politischen Verhältnisse Venezuelas zu geben.

Venezuela ist ein Bundesfreistaat und besteht aus dem Bundesgebiet Caracas, fünfzehn Bundesstaaten und aus drei Territorien und zwei Kolonien. Jeder dieser Staaten und Territorien wählt einen Präsidenten. Es giebt also stets einundzwanzig Präsidenten, einundzwanzig Leute, die das Bestreben haben, an die Spitze des Staates zu kommen, um sich zu bereichern. Jeder Staat hat ein eignes Parlament, ein Abgeordnetenhaus. Jedes Abgeordnetenhaus wählt eine Anzahl von Repräsentanten für den Senat, der in Caracas tagt. Der Senat wählt alle zwei Jahre sechzehn Mitglieder aus seiner Mitte als „Beirat der Regierung“. Diese Mitglieder wählen einen Präsidenten, gewöhnlich denjenigen, der im Bundesstaat Caracas zum Vizepräsidenten gewählt wurde. Neben dem Präsidenten sollen die sieben Minister und die sechzehn Beiräte die Regierungsgewalt ausüben, in Wirklichkeit ist der Präsident der Alleinherrscher, und will er sich nur während seiner zweijährigen Amtsperiode in seiner Stellung erhalten, so muß er rücksichtslos, grausam, erbarmungslos und bestialisch sein. Gerechtigkeit, Liebeshörigkeit, Rücksicht und Rücksicht würde die Bevölkerung für Schwäche und Furcht halten, und es würde jeder lumpige General aus dieser Schwäche und Furcht des Präsidenten das Recht hernehmen, sofort einen Aufstandsversuch in Szene zu setzen.

Es mögen mir die ehrenwerten Generale aller Staaten den Ausdruck „Lump“ einem General gegenüber verzeihen. Ich habe für die Kerle aber keinen milderen Ausdruck. Ich habe gesehen, wie Leute, die soeben noch als Schlichter mit dem Zerteilen von Vieh beschäftigt waren, eine Stunde später mit zusammengelaufenen Truppen, die sie durch Geld bestochen hatten, Aufstandsversuche in Szene gesetzt haben. Ich habe selbst mit einem solchen General, der mit einer Handvoll Leute die Eisenbahn, die wir bauten, zerstören wollte, zwei Tage lang unterhandelt, die Zerstörung nur dadurch verhindert, daß ich den General mit samt seinen Leuten sinnlos betrunken machte und dann durch einen Extrazug Regierungstruppen kommen ließ, welche die Kerle gefangen nahmen. Nebenbei bemerkt, betranken sich die Regierungstruppen ebenfalls, und nur der dauerhafte Schlaf der Rebellen verhinderte, daß aus der Gefangennahme der Regierungstruppen nichts wurde.

Es gehört zwar nicht zu den offiziellen Rechten des Präsidenten, aber es ist ein durch das Herkommen geheiligter Gebrauch dieses Würdenträgers, daß er sich ohne weiteres sämtlicher Geldmittel des Staates bemächtigt und sie zu seinem Privateigentum macht.

Würde ein Präsident nicht stehlen, nicht erpressen und nicht wie ein Räuber sich betragen, soweit es sich um Unterschlagung und Aneignung von Staatsmitteln handelt, so würde man ihn für einen Narren, für ganz unzurechnungsfähig halten.

So haben alle Präsidenten gehandelt. Auf diese Weise erwarb sich auch der bekannte Guzman Blanco, ein Mann, der als Millionär vor wenigen Jahren in Paris gestorben ist und der wiederholt und durch lange Zeitdauer Präsident von Venezuela geworden war, die Millionen, die er in Paris in aller Gemächlichkeit verzehrte. Die Venezolaner wünschen sich heute noch diesen Guzman Blanco zurück und geben ihm vor allen Präsidenten den Vorzug, weil er in einer lebenswürdigen Art und Weise stahl und raubte. Er zog wenigstens nicht seinen Freunden das Geld aus der Tasche und ließ sie nicht in Maracaibo gefangen setzen, um Geld von ihnen zu erpressen, sondern er beteiligte sich nur an Geschäften. Er gab den Engländern und Deutschen Konzessionen zum Bau von Eisenbahnen, zur Errichtung von Bergwerken, zur Errichtung von industriellen Unternehmungen. Er that das aber nur gegen hohe Bestechungsgelder und verlangte außerdem, daß ihm von dem Gewinn ein gehöriger Anteil gezahlt wurde. Daß er außerdem die Summen, die durch die Steuern einkamen oder die für öffentliche Zwecke bestimmt waren, zum größten Teil in seine Tasche steckte, war ja sein gutes Recht und selbstverständlich. Aber er machte es doch nicht wie Castro, daß er die Leute seiner Bekanntschaft brandschätzte.

Nachdem wir eine Stunde in dem Güterschuppen gefessen hatten, kam ein Vertreter der deutschen Gesandtschaft, um mir mitzuteilen, daß alle Schritte geschehen würden, um mich sofort zu befreien, daß aber der Präsident nicht in Caracas, sondern in La Guaira sei und erst am Abend zurückkehre. Die Bureaux der Behörden seien wie üblich seit Nachmittag drei Uhr geschlossen. Soviel aber unser Vertreter erfahren habe, handle es sich bei meiner Gefangennahme um ein Mißverständnis. Ich solle nur beruhigt sein, man würde mir jede Genugthuung zu teil werden lassen. Auch über das Schicksal meiner Frau beruhigte mich der deutsche Beamte. Sie sei gut im Hotel untergebracht. Daß unser Haus ausgeplündert sei, verschwieg er mir vorläufig, um mich nicht zu beunruhigen.

Das „Mißverständnis“ hätte weiter keine unangenehmen Folgen für mich persönlich gehabt, wenn es sich nur darum gehandelt hätte, einige Stunden und vielleicht die Nacht in dem Güterschuppen auf der Station Caracas zu verbringen. Aber es entwickelte sich, nachdem wir ungefähr zwei Stunden im Güterschuppen gefessen hatten, eine höchst amüsante Scene, amüsant für die Herren Soldaten.

Leider hatten weder die Angehörigen der Gefangenen noch diese selbst Geld geparkt, um den Soldaten Getränke zu kaufen. Die Folge war, daß die Herren Vaterlandsverteidiger mit samt den Offizieren sich derartig betranken, daß die Kerle vollständig sinnlos waren und, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, ob in einem Anfall von Delirium oder um sich einen Witz zu machen, begannen, auf den Güterschuppen scharf zu schießen. Wir warfen uns natürlich auf den Boden nieder, aber die Kugeln pflüchten uns nur so um die Ohren. Ein biederer Engros-Händler in Kaffee, ein Eingeborener aus Venezuela, spanischer Abstammung, war so unvorsichtig, sich nicht platt auf den Boden zu legen, sondern sich in eine Ecke des Güterschuppens zu setzen. Dort fanden wir ihn, nachdem das Schießen aufgehört hatte, tot. Zwei Kugeln hatten ihn durchbohrt, und er mußte sofort gestorben sein, denn wir hatten nicht einen Laut von ihm gehört. Wir andern hatten das Vergnügen, zwei Stunden lang auf dem Boden zu liegen und das Pfeifen und Einschlagen der Kugeln ringsum zu hören.

Die Station liegt nicht weit von der Stadt entfernt; man hatte dort jedenfalls das Schießen gehört, aber kein Mensch hatte sich um dasselbe gekümmert. Wer im Hause war, verschloß seine Hausthür; denn man vermutete wahrscheinlich, daß eine Revolution ausgebrochen sei. Nebenbei bemerkt, wird aber sehr viel in den Straßen von Caracas geschossen, jeder Mensch, jeder Mann wenigstens (und zu den Männern zählen dort schon vierzehnjährige Knaben) trägt den sechs-läufigen Revolver bei sich. Ist der Besitzer dieses Revolvers betrunken oder besonders vergnügt, so feuert er die sechs Schüsse ohne weiteres in die Luft ab, um seiner Freude Ausdruck zu geben, und manchmal wird dabei auch zufällig oder nicht jemand verletzt. Wenn die Soldaten vergnügt sind (sei es durch Trinken oder aus anderer Ursache) und truppweise um die Stadt marschieren, so feuern sie ihre Gewehre in die Luft ab, weil das Knallen ihnen Spaß macht.

Die Herren Soldaten stellten das Schießen endlich ein, nicht etwa, weil sie zur Vernunft gekommen, sondern weil ihnen die Patronen ausgegangen waren. Wir blieben auf dem sehr unangenehm kalten Stein-pflasterboden des Güterschuppens bis zum Morgen liegen, schliefen wohl auch ein wenig, und bei Morgengrauen sahen wir schauderhaft genug aus. Es wurde dann

allmählich ein Zug zusammengestellt, um uns nach La Guaira zu bringen. Kurz vorher aber kam ein Offizier des Präsidenten, welcher den schriftlichen Befehl brachte, mich sofort freizulassen und mir gleichzeitig Entschuldigungen des Präsidenten überbrachte. Es habe sich um ein Mißverständnis gehandelt. Der Offizier mit der Mannschafft, der mich gefangen nahm, sollte in das Nebenhaus gehen und hatte sich in der Hausnummer geirrt.

Der Präsident versprach mir jede Genugthuung und bat mich, ihn im Laufe des Vormittags zu besuchen. Fünf oder sechs meiner Mitgefangenen erklärten dem Offizier gegenüber ihre Bereitwilligkeit, das von dem Präsidenten verlangte Geld zu zahlen, und nachdem sie Checks auf die Bank oder Anweisungen auf ihre Kassen ausgestellt hatten, wurde ihnen zugesagt, daß nach Zahlung des Geldes sie sofort entlassen würden, ohne daß sie die Fahrt nach La Guaira oder Maracaibo mitzumachen brauchten.

Ich verabschiedete mich von meinen Mitgefangenen, von denen ungefähr zehn nach Maracaibo gingen, um dort interniert zu werden. Wie ich später erfuhr, sind drei von ihnen nach kurzer Zeit am Fieber gestorben, drei andre hatten sich nach wochenlanger Haft entschlossen, das Geld, das der Präsident verlangte, aufzubringen; die andern hielten, als ich Venezuela verließ, noch ihre Strafe aus, und vielleicht sitzen sie heute noch, wenn sie sich nicht zur Zahlung entschlossen haben oder gestorben sind.

Als ich nach unserm Hause kam und sah, in welcher Weise die Soldaten gewirtschaftet hatten, als ich von der bodenlosen Roheit erfuhr, die gegen unsre Hausgenossen, die alte Spanierin, durch Abhacken der Finger verübt worden war, geriet ich in eine sinnlose Wut. Am liebsten hätte ich den Revolver genommen und den Präsidenten und die ganzen Gauner, die an der Spitze des Staates standen, erschossen. Vorläufig begnügte ich mich damit, meine Frau aufzusuchen und Gott zu danken, daß diese ohne jede Schädigung durch das kleine „Mißverständnis“ geblieben war. Dann ging ich zu dem deutschen Ministerresidenten, und dieser empfahl mir, mich höflich, aber sehr energisch bei dem Präsidenten Castro, der mich mittags empfangen wollte, zu beschweren.

Ich ging gegen elf Uhr mittags nach der Plaza Bolivar, dem Hauptplatze der Stadt, nach dem „Gelben Haus“, der Wohnung des Präsidenten. Wie die ganze politische Einrichtung Venezuelas nichts als ein sarkastischer Abklatsch der Vereinigten Staaten von Amerika ist, so bezieht sich diese Nachahmung selbst auf die Wohnung des Präsidenten. Da der Präsident von Nordamerika ein „Weißes Haus“ hat, muß natürlich der Präsident von Venezuela ein „Gelbes Haus“ haben. Dasselbe ist zwei Stockwerke hoch, im Viereck um einen „patio“, das heißt um einen Hof mit einem Springbrunnen und prachtvollen Palmengruppen, angelegt und ein wirklich repräsentables Gebäude, unzweifelhaft eine der schönsten Bauten von ganz Caracas.

Vor der Thür lungerten zwei Militärposten. Der eine hatte das Gewehr in der linken, der andre in der rechten Hand, und sie lehnten sich halb schlafend jeder an einen Thürpfosten. Man wies mich zum Präsidenten Castro, einem Mann mit dem echten Typus des Venezolaners, mit gewelltem schwarzem Haupthaar, dichtem schwarzem Bardenbart und Schnurrbart. Der Präsident reichte mir die Hand und sagte sehr höflich:

„Ich bitte um Verzeihung wegen des Mißverständnisses. Ich werde den Leutnant Rodriguez degradieren lassen. Offenbar war der Kerl betrunken, als er mit seiner Wunde in das Haus kam. Ich hoffe, es ist Ihnen weiter keine Unannehmlichkeit erwachsen.“

Auf diese Bemerkung des Präsidenten hin konnte ich meine Erregung nicht mehr zügeln. In sehr heftiger Weise setzte ich ihm auseinander, wie man uns Gefangene in dem Güterschuppen behandelt hatte, wie die Soldaten so lange gefeuert hatten, bis sie keine Patronen mehr übrig behielten, wie mein Haus vollständig ausgeplündert sei, und mit einer Heftigkeit, die vielleicht sehr übel angebracht war, schilderte ich die Grausamkeit, welche die beiden Soldaten gegen die alte Spanierin bewiesen hatten, als sie ihr, um die Ringe zu stehlen, die Finger abhackten.

Castro geriet außer sich, aber nicht etwa über meine Heftigkeit, sondern über das, was er erfuhr.

„Da sehen Sie“, sagte er, „mit welchen Bestien man zu thun hat! Mit solchen Canaillen in Menschen-gestalt muß man sich herumschlagen, und da wundert man sich noch in Europa, wenn man mit eiserner Faust zugreift und mit Feuer und Schwert regiert! Aber Sie sollen sehen, daß es eine Gerechtigkeit in Venezuela giebt, Sie sollen sich davon überzeugen, daß es nicht meine Absicht ist, schuldlose Menschen zu quälen, und daß ich alles, was in meinen Kräften steht, thun werde, um ein Unrecht, das geschehen ist, wieder gut zu machen. Wieviel beträgt der Schaden, den Ihnen zugefügt ist?“

„Ich weiß das nicht so ohne weiteres, Herr Präsident. Aber ich denke immerhin, fünfzehnhundert bis zweitausend Bolivars.“ (Ein Bolivar hat hundert

Centavos gleich einundachtzig Pfennig; in Venezuela herrscht französisches Münzsystem.)

„Sie sollen nicht zu Schaden kommen,“ sagte der Präsident, trat an seinen Schreibtisch und schrieb mir eine Anweisung auf dreitausend Bolivares aus.

„Sie werden,“ sagte er, „zu Ihrem Schaden vielleicht zu niedrig taxiert haben. Nehmen Sie dreitausend Bolivares von mir persönlich an, um den Schaden wieder gut zu machen. Machen Sie Ihrer Frau Gemahlin wegen der gehaltenen Angst meine Entschuldigung, und Sie bitte ich auch nochmals um Entschuldigung wegen des Mißverständnisses. Was die Niedertracht und Grausamkeit anbetrifft, welche gegen die alte Spanierin, Ihre Hausgenossin, verübt worden ist, so werden Sie morgen von mir hören.“

„Ich habe noch eine Bitte, Herr Präsident,“ sagte ich.

„Bitte, sprechen Sie sie aus. Was in meinen Kräften steht, soll geschehen.“

„Meine Frau hat einen Schmutz von ihrer Mutter. Er ist nicht viel wert, vielleicht vierhundert bis fünfhundert Bolivares. Dieser Schmutz ist gestohlen worden. Ich habe selbst gesehen, wie der Offizier — Sie nannten ihn Rodriguez, Herr Präsident — diesen Schmutz aus der Kommode meiner Frau nahm, die er aufgebrochen hatte. Könnten Sie vielleicht veranlassen, Herr Präsident, daß mir der Leutnant Rodriguez diesen Schmutz gegen Bezahlung des Wertes zurückerstattet? Es handelt sich um eine Pietätsache, meine Frau hängt sehr an diesem Schmutz.“

„Sie sollen den Schmutz zurückerhalten, ohne daß Sie dafür einen Pfennig bezahlen. Rodriguez werde ich nicht nur kassieren, sondern erschießen lassen.“

„Ich möchte Sie bitten, Herr Präsident, das nicht zu thun,“ antwortete ich; „ich wünsche nicht den Tod dieses Mannes zu verschulden. Er hat schließlich nichts andres gethan, als was alle Soldaten thun.“

„Es sind alles Räuber, Erpresser und Diebe!“ rief Castro wütend. „Verlassen Sie sich darauf, es ist nicht meine Schuld! Wenn ich das Gefindel bis auf den letzten Mann erschießen lasse und morgen neue Soldaten und Offiziere einstelle, so sind die neuen wahrscheinlich noch schlimmer als die alten. So ist es überall, so ist es in der Verwaltung, so ist es in der Politik. Wenn ich nicht Beschlag auf sämtliche Gelder lege und sie nach meinem Gutdünken für den Staat verwende, so stecken eben andre Leute das Geld ein, und es bleibt kein Pfennig übrig.“

„Da das Erschießen also keinen Zweck hat, Herr Präsident, bitte ich, den Leutnant Rodriguez nur zu veranlassen, mir gegen Bezahlung den Schmutz zurückzugeben.“

„Es soll geschehen, und zwar ohne Bezahlung,“ erklärte der Präsident.

Ich empfahl mich. Ich hatte nicht umsonst ein gutes Wort für den Leutnant Rodriguez eingelegt; ich that es im Interesse meiner eignen Sicherheit. Die Offiziere stehen mit den Soldaten in einem eigentümlich fardialen Verhältnis in Venezuela, das in einer europäischen Armee ganz undenkbar ist. Wäre der Leutnant Rodriguez auf meine Veranlassung schwer bestraft worden, so hätte mir in den nächsten Tagen etwas durch seine Mannschaften geschehen können. Es giebt eben Dinge in Venezuela, die dort etwas ganz Gewöhnliches sind; Mißverständnisse, unglückliche Zufälle u. s. w. Es geht z. B. jemand an einem Militärposten vorüber, und zufällig geht das Gewehr des Postens los. Der Mann hat am Abzug des geladenen Gewehrs gespielt. Wer bot mir die Sicherheit, daß, wenn ich Rodriguez bestrafen ließ, nicht einer seiner Mannschaften „zufällig“, während er auf Posten stand, mit dem Gewehr spielte, wenn ich gerade vorüberging. Ich war dann tot, der Kerl wurde bestraft, wenn man überhaupt entdeckte, wer es gewesen war, oder man ließ ihn auch laufen, und jedenfalls nutzte mir die größte Genußthung nichts mehr, denn ich war tot.

Ich will bei dieser Gelegenheit ausdrücklich einfügen, daß die Venezolaner, seien es die Mischlinge, seien es die von den Spaniern abstammenden oder die Nachkommen der Eingeborenen, eine Verachtung des Lebens und einen Todesmut besitzen, den man sonst nur bei den Türken findet, die an das „Kismet“ glauben. Die Leute sind keineswegs feig, und das Menschenleben hat so geringen Wert, bei den ununterbrochenen Revolutionen gehen so viele Menschenleben zwecklos, und ich möchte sagen, auf die niederträchtigste Weise verloren, daß besonders die Leute, die Soldaten sind, nicht einen Augenblick zögern, ihr Leben herzugeben, wenn es sein muß. Ich glaube, die Leute betrachten jeden Tag, den sie weiter leben, als einen gewonnenen und sind beständig darauf gefaßt, eines gewaltsamen Todes zu sterben. Ich führe das ausdrücklich an, um eine Erklärung für die jetzt folgende Scene zu geben, welche mehr als alles andre bezeichnend für die Verhältnisse in Venezuela ist.

Schon am Nachmittag dieses Tages kam nach meiner Wohnung ein Adjutant des Präsidenten, der mich ersuchte, mich am nächsten Morgen um zehn Uhr auf der Plaza Bolivar einzufinden; der Präsident wolle mir

zeigen, wie Gerechtigkeit geübt würde. Als ich um zehn Uhr auf der Plaza erschien, spielte hier, wie immer um diese Zeit, eine Musikbande, sehr viel Publikum war versammelt, und es waren zwei Compagnien Infanterie auf dem Platze aufgestellt. Venezuela verfügt über eine stehende „Armee“ von dreitausendsechshundert Mann, zu denen elf Generale gehören. Die Armee ist in zehn Bataillone eingeteilt, jedes Bataillon hat sechs Compagnien und jede Compagnie sechzig Mann. Der Anblick einer solchen Compagnie ist für einen deutschen Soldaten ein geradezu verblüffender. Die Leute tragen lange Hosen, eine Art Bluse oder Kittel, ein Käppi oder einen Strohhut und laufen barfuß herum. Zu ihrer Ausrüstung gehört ein Seitengewehr mit Koppel, eine Patronentasche, eine Flinte und ein Poncho, d. h. eine Decke, welche in der Mitte einen kreisrunden Ausschnitt hat, durch den man den Kopf stecken kann.

Die Soldaten waren in Reih' und Glied aufgestellt, aber — was sofort jedem europäischen Soldaten aufgefallen wäre — nicht nach der Größe geordnet. Es standen große und kleine, dicke und dünne, braune, weiße und gelbe nebeneinander. Mit dem Glockenschlage zehn Uhr kam der Präsident auf einem schönen Pferd aus dem Portal des „Selben Hauses“

sprechungen oder durch Geld veranlaßt, hatte er sich aber zur Partei des rivalisierenden Generals Ernandez geschlagen, hatte sich irgend eine Unvorsichtigkeit zu schulden kommen lassen, wohl durch Redensarten oder durch den Versuch, seine Soldaten für Ernandez zu gewinnen, und Castro ließ ihn nun mit vollem Recht mit andern Verschwörern über den Haufen schießen.

Das kleine „Mißverständnis“, das mir passiert war, hatte meine Frau derartig erregt, daß sie von diesem Tage an mich bestürmte, Venezuela zu verlassen und in geordnete europäische Verhältnisse zurückzukehren. Ich mußte warten, bis Ersatz für mich aus Europa kam. Dann verließ ich mit meiner Frau das Land mit einem Bedauern, das ich heute noch empfinde. Dieser republikanische Staatenbund mit ungefähr zweieinhalb Millionen Einwohnern und einem Terrain von mehr als einer Million Quadratkilometern ist so reich, enthält so viele Schätze, ist so fruchtbar, bietet allein an Kaffee, Kakao, Gold, Fellen und Rindvieh so vorzügliche Waren für die Ausfuhr, daß, wenn eine geordnete Verwaltung käme, deren Rücksichtslosigkeit allerdings derjenigen der bisherigen Präsidenten nicht nachstünde, und Ordnung schaffe, das Land eines der reichsten der Welt werden müßte.



Gesamtansicht von Dornbirn.

Die jüngste Stadt Oesterreichs.

Mit vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von J. Würthle & Sohn in Salzburg.

Die bisherige Marktgemeinde Dornbirn im Vorarlberg, 430 m ü. M., am Ostrand des Rheinthales gelegen, ist vor kurzem durch kaiserliche Entschliebung zur Stadt erhoben worden. Der Name Dornbirn dürfte von thorn = Dorn und byron = Wohnung herkommen; es ist dies um so wahrscheinlicher, da in alter Zeit die ganze heutige Rheingegend ein mit Gestrüpp bewachsener Sumpf war. Urkundlich taucht der Name bereits im neunten Jahrhundert (895) als Turrinpuirron, im zehnten Jahrhundert (957) als Thornbiura auf. In einer Urkunde vom Jahre 1172 wird eines Edelgeschlechtes von Dornbirron Erwähnung gethan. Später sind die Edeln von Sieberg und Knie, dann die Klöster Hofen und Weingarten und die Grafen von Montfort im zeitweiligen Besitze von Dornbirn. Endlich erscheinen die Herren von Eins als Lehens- und Grundherren von Dornbirn. Sie erbauten hier ein Schloßchen und eine Kapelle. Mit dem Sinken ihrer Macht wurde Dornbirn immer selbständiger und kaufte sich 1771 ganz frei. In den Jahren 1806 bis 1814 stand es unter bayerischer Regierung. Die junge Stadt, bekannt durch ihre Spinnereien, Webereien, Druckereien, Färbereien und Aperturen, ist ein begüterter Ort mit 14000 Einwohnern. Zwischen den zu meist im Schweizerstil gehaltenen Häusern und Villen dehnen sich Gartenanlagen und Wiesen aus. Ein hervorragend schöner Bau ist die Pfarrkirche mit ihrem großen, auf ionischen Säulen ruhenden Portikus.



Platz und Kirche in Dornbirn.

auf den Platz geritten. Die Mannschaften präsentierten das Gewehr, der Präsident ritt die Front ab, kam dann an mich heran, reichte mir die Hand und sagte: „Sie sollen sehen, wie in Venezuela Gerechtigkeit geübt wird.“ Dann befahl er den beiden Leuten, welche der alten Spanierin die Finger abgehacht hatten, vorzutreten. Die Leute waren durch eine Untersuchung festgestellt worden; man hatte sie aber in voller Ausrüstung zu der Komödie, die jetzt aufgeführt wurde, ausrücken lassen. Die beiden Kerle traten vor, mußten aber ihre Gewehre abgeben. Dicht vor ihnen hielt Castro und hielt eine donnernde Rede nicht nur an die beiden Mißthäter, sondern an die gesamten Truppen. Er belegte sie mit den schwersten Schimpfnamen, nannte sie Räuber, Mörder und Diebe, behauptete, keiner von ihnen sei einen Schuß Pulver wert, und am Schlusse seiner Rede — unglaublich, aber wahr! — zog er einen Revolver hervor und schoß die beiden Mißthäter vor der Front der Truppen und in Gegenwart von Hunderten von Menschen eigenhändig nieder. Dann befahl er den Truppen, zu präsentieren, und — das Publikum brach in laute Jubelrufe aus.

Mit stolzem Gesicht und einer noch stolzeren Handbewegung wandte sich Castro dann zu mir und sagte: „So übt man Gerechtigkeit in Venezuela!“

Er bedachte wohl nicht, welch blutigen Hohn seine Worte enthielten. Den Mißthätern war ja die Strafe zu gönnen, aber nach europäischen Begriffen war dieser Akt der Rache, der ohne Urteil eines Kriegsgerichts von Castro vollzogen wurde, durchaus ungefällig. Die Zeitungen aber ergingen sich in den nächsten Tagen in überschwenglichen Lobpreisungen der Energie und Gerechtigkeitsliebe des Präsidenten.

Als ich nach Hause kam, war dort ohne jede Bezahlung der Goldschmuck, den Leutnant Rodriguez eigenhändig gestohlen hatte, bereits abgeliefert worden. Ich ging dem Dieb fortan aus dem Wege, hatte aber doch die Genußthung, einige Wochen später zu hören, daß er erschossen worden sei. Wie so viele Offiziere und Mannschaften, war auch Leutnant Rodriguez eine ganze Zeitlang ein getreuer „Castroista“, d. h. ein Anhänger Castros gewesen. Durch irgend welche Ver-

*) Außerdem besitzt der Staat eine Miliz, in welcher jeder Bürger vom achtzehnten bis fünfundsiebzigsten Lebensjahre dienstpflichtig ist.

Die Jagd ums Glück.

Novelle

von

A. Sören.

(Schluß.)

Gabriele nahm all ihren Mut zusammen, sie faßte die Hand ihrer Mutter. „Mutter,“ flehte sie, „laß uns den Schein abwerfen, laß uns werden wie andre Menschen auch.“

Frau von Krawalowska starrte verständnislos die Bittende an.

Gabriele mußte ihre Bitte wiederholen.

Frau von Krawalowska schüttelte traurig den Kopf:

„Du weißt nicht, was du bittest, Kind. Sieh dich doch in dem Spiegel und dann sage, mit welchem bürgerlichen Gewerbe du dir dein Brot verdienen willst? Du hast nichts gelernt, was dich über die Menschen erhebt, ich hatte nicht die Mittel, euch etwas lernen zu lassen, und zu einer dienenden Stellung taugst du nicht. Oder willst du dein hübsches Gesicht zu Markte tragen?“

Gabriele schauderte.

„Mutter, es leben viele von ehrlicher Arbeit, es wird sich ein Ausweg finden.“

Frau von Krawalowska lachte bitter auf. „Ja, ich war auch jung und hab's versucht. Ich weiß, wie sich ein Ausweg findet. Ich wollte euch die tausend Demütigungen ersparen, die ich erlitten habe, darum

habe ich euch zu Damen erzogen. Wie ich das möglich gemacht habe, Gott, die schweren Stunden sind nicht zu zählen.“

Gabriele schmiegte sich enger an ihre Mutter an: „Mutter,“ bat sie, „wir haben doch arbeiten gelernt.“

„Mein armes Kind“ — Gabriele hatte ihre Mutter noch nie in so weicher Stimmung gesehen — „du

weißt nicht, wie schwer das Leben ist und wie schwer es ist, sich aus seinen Verhältnissen zu lösen. Nun aber sind wir so und das Leben ist so und die Menschen sind so,“ sagte die Mutter, „und zuletzt ist es immer dasselbe.“

Gabriele wollte nichts weiter hören, nun fühlte sie erst ihr volles Glend, sie beneidete die Mägde in der Küche, da war nichts Falsches, nichts Gefünsteltes. Nur sie und ihre Schwester hatten das Glend.

Sie sah hilflos zu Fanny hinüber.

„Wann geht der Zug?“ fragte Fanny.

„Um fünf Uhr. Wenn die andern Gäste sich morgen früh erheben, sind wir unterwegs.“

„Wohin?“

Frau von Krawalowska zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht, in Berlin haben wir jetzt nichts zu hoffen, das ‚Wohin‘ ist gleichgültig.“

Fanny überlegte.

Jetzt trat sie vor die Mutter hin, ihre Augen waren noch rot, die Erregung war noch in ihren Zügen zu lesen, aber sie zwang sich zur Festigkeit. „Fahren wir nach Dresden, Mutter,“ bestimmte sie.

Erstaunt sah Frau von Krawalowska auf.

„Entsinnst du dich des alten Barons von Kreisel?“

Frau von Krawalowskas Erstaunen wuchs.

„Ich habe kürzlich einen Brief von ihm erhalten, ich habe ihn sonst nicht weiter beachtet.“ — ihre Stimme flackerte — „aber du hast recht, Mutter, wir eignen uns nicht für ein Leben der Arbeit und der



Platz in Dornbirn.



Dornbirn in Vorarlberg, die jüngste Stadt Oesterreichs. (Text S. 331.)



Tragbare Maschinengewehratterie bei einem deutschen Jägerbataillon. Nach einer Skizze von G. Hofang gezeichnet von H. d. Wald.

über die Wellen. Leise Wieder klangen vom Fluß herüber, die Ruder schlugen ihren eintönigen Takt dazu. Weiterhin erhoben sich die Felschroffen, der Wald reichte fast bis an das Ufer, kein Rauch bewegte die Luft. Die Liebenden verließen den wegsamen Pfad und suchten die Stille des Waldes auf. Ihr Glück war zu groß, um es in laute Worte zu kleiden.

„Aber ich werde den Eltern eine gute Tochter sein,“ gelobte sich Gabriele, „sie sollen das Vertrauen, das sie in mich setzen, nicht bereuen.“

„Mutter,“ sagte Fanny, „um die beiden brauchst du nicht sorgen.“

Frau von Krawalowska nickte zu den Worten, aber der kummervolle Ausdruck verschwand nicht aus ihren Zügen.

„Gabriele hat niemals äußeren Glanz und die große Geselligkeit geliebt,“ fuhr Fanny fort, sie wird sich als arbeitssame Gutsfrau am wohlsten fühlen, und Mutter, wenn Waldow gezwungen ist, Geld auf sein Gut aufzunehmen, wird Kreisel es ihm geben. Kreisel ist gut.“ Sie hatte die letzten Worte schnell, fast widerwillig hervorgebracht.

„Ja, Kreisel ist gut,“ sagte Frau von Krawalowska, „er wird dich auf Händen tragen, aber wenn ich die beiden in ihrem Jugendglück sehe, jammert es mich doch, daß gerade du bei allem Glanz das Glück nicht finden sollst.“

„Ich bin wohl nicht für so ein Glück,“ erwiderte leise Fanny. Sie strich mit ihrer weißen Hand über die Stirn, als wolle sie einen qualenden Gedanken verscheuchen. „Runoff war auch nicht für so ein stilles Glück,“ fuhr sie schnell fort, „wir taugen wohl beide nicht für das Entbehren, aber — Runoff wird an der Seite der ungeliebten Frau härter leiden als ich, — denn Kreisel ist gut — wenigstens das —“ sie zwang sich zu einem Lächeln, „aber nun muß ich gehen, der Baron wartet auf mich.“

Baron Kreisel kam seiner Braut schon entgegen. Mit seinen guten Augen sah er freudestrahlend zu ihr auf, der Bucklige reichte ihr ja kaum an die Schulter. Er, der selbst so anspruchslos war, empfand wohl zum erstenmal das rechte Frohgefühl an seinem Gelde, da er die geliebte Frau damit überschütten durfte.

„Er soll seine Güte nicht bereuen,“ dachte Fanny, aber sie biß die Lippen zusammen, als sie so dachte.

Sie wendete sich noch einmal zu ihrer Mutter zurück. „Aber sage den beiden nachher, wir haben verabredet, daß unsre Hochzeit bald stattfindet. Da mag im Herbst Gabriele von uns aus getraut werden.“

„Ja,“ fiel Baron Kreisel ein, „ich denke, so wird's recht sein, und die beiden werden sich über die Nachricht freuen.“

Frau von Krawalowska nickte.

Die beiden würden sich heute über jede Nachricht freuen.

Sie schlich nach einer Bank und setzte sich, sie war müde und starrte in das stehende Wasser. Die Richter am Ufer waren entzündet; das Licht brach sich in den Wellen, und die Wellen leuchteten auf im bunten Widerschein.

„Nun bin ich am Ziele,“ sann Frau von Krawalowska, „meine Töchter sind am Ziele. Die eine hat das Glück gefunden, die andre das Geld, aber auch Fanny wird zuletzt — wenn sie erst den andern vergessen hat — das Glück — oder wenigstens ein zufriedenes Glück — wiederfinden. Nun sollte ich auch zufrieden sein, denn ich hab's ja so gewollt. Nun aber fühle ich erst die Leere — meine Töchter kann ich nicht länger begleiten — die Einsamkeit.“

Sie fröstelte. Sie stand auf und ging hin und her, ihr verzerrtes Gesicht starrte sie aus dem leuchtenden Wasser an. Vom Waldrande her kam das Brautpaar auf sie zu.

Frau von Krawalowskas Züge glätteten sich: „Ich werde zuletzt auch die Einsamkeit ertragen lernen,“ ermannte sie sich. „Es ist so der Lauf der Welt.“

Und sie ging lächelnd den beiden entgegen.

Sturm an der Küste von Cornwall.

(Bild S. 321.)

Cornwall, die südwestlichste Grafschaft von England, bildet eine in den Ozean hinausragende Halbinsel. Es ist ein rauhes Bergland, das sich stellenweise mit jähem Klüften und Klippen aus dem Meer erhebt und die Halbinsel mit öden und waldlosen, nur mit Heide und Ginster überwachsenen finsternen Bergen und Thälern erfüllt. An der Küste bringen heftige Stürme der Schifffahrt oft Gefahr. Solch schreckenvolles Ereignis schildert unser Bild. Schwarz, unheilvoll stieg's von Süden auf, schwere Regenmassen entsendend, heulend fährt der Sturm über die empörten Wasser, die hochaufschäumend zum Ufer treiben. Wogen Herzens sieht die Fischersfrau, die mit ihrem Knaben zum Strand geeilt, ins Toben der entfesselten Elemente — draußen, noch fern vom bergenden Strand, ringt des Gatten, des Vaters Schiff mit Wind und Wellen. — Möge es glücklich den Hafen erreichen!

„Wenn die Not am höchsten...“

Rettung verhungernenden Wildes.

(Bild S. 329.)

Der echte Weidmann weiß, daß er zwar das Recht hat, das Wild in seinem Revier zu erlegen, daß er andererseits aber auch verpflichtet ist, ihm in seiner Wintersnot beizustehen. Diese Not des Wildes, unter der Girsche, Rehe, Schwarzwild und Hasen, wie Rebhühner und Fasanen gleichmäßig zu leiden haben, beginnt, sobald starker Schneefall eintritt und der Schnee längere Zeit liegen bleibt. Solange die weiße Decke über den Winterstraßen noch so dünn ist, daß die Tiere sie fortschleichen können, ist's noch nicht schlimm für sie; wenn der Schnee aber fußhoch liegt, dann beginnt eine schlimme Leidenszeit für das Wild. Am übelsten gestaltet sich seine Lage, wenn tagsüber die Sonne scheint, so daß der Schnee an der Oberfläche zu schmelzen beginnt, nachts aber wieder Frost eintritt. Es entsteht dann eine harte Kruste, entweder so stark, daß sie sogar Girsche und Rehe tragen kann, die sie zugleich jedoch von der darunter verborgenen Nahrung völlig abschließt, oder sie bricht unter ihren Tritten, so daß die Tiere sich die Läufe wund laufen; sie werden „schalenwund“, und zu dem peinigen Hunger kommt noch der Schmerz der Wunden. Fast in jedem Winter mit anhaltender Kälte und starken Schneefällen geht Wild massenhaft zu Grunde, wenn ihm nicht rechtzeitig Hilfe gebracht wird, wie auf unserm Bild Seite 329. Die Not ist dort bereits zum höchsten Grade gediehen, wie die kläglich verendete liegende Firsche im Vordergrund zeigt; jetzt aber haben sich die Forstleute mit ihren Gehilfen durch den Schnee durchgearbeitet und bringen Rettung. Ein ganzes Rudel Hochwild eilt im Hintergrund zu dem überdachten Futterplatz, dessen Raufen nun mit Heu, Lupinen, Dörrlaub u. s. w. vollgeschüttet werden. Die sonst so scheuen und vorsichtigen Tiere wagen sich unter solchen Umständen bis in die unmittelbare Nähe der Männer und ihrer Hunde, weil sie ganz genau wissen, daß diese nur gekommen sind, um ihnen Rettung vor dem Verhungern zu bringen. In allen weidgerecht verwalteten Revieren werden gewöhnlich schon im November Futterplätze, Schüttungen und überdachte Raufen an geeigneten Plätzen hergestellt und die vorhandenen in Stand gebracht, um bei Eintritt von Frost und Schnee alsbald Firsche für alles Ruhwild treffen zu können, die in harten Wintern ganz unerlässlich ist, wenn ein guter Wildstand erhalten bleiben soll.

Fälscherkünste und Raritätenbetrug.

Von

F. Armin.

Es liegt ein merkwürdiger Reiz in alten Dingen. Ob sie nun Werte der Kunst sind oder bloß Seltenheiten anderer Art, die an Personen oder Thatsachen anknüpfen. Wenn man die Flöte Friedrichs des Großen oder Schillers Schreibtisch betrachtet, so erwecken sie eine ganze Reihe von Erinnerungsbildern. Die alte Zeit wird lebendig, und der Mann, der Held, steht mitten darin und bläst Flöte oder schreibt unsterbliche Gedichte. Aber zur Wiedererweckung dieser reizvollen Phantasien ist es eigentlich gar nicht nötig, die wirkliche Flöte, auf der der große König geblasen hat, zu haben, und den echten Schreibtisch, nur wissen darf man es nicht, sonst wäre die angenehme Täuschung verflogen. Es ist wie mit den Ringen im „Nathan“. Wenn sie ihre Kraft und Macht bethätigen sollen, so ist es unerlässlich, daß jedermann den feinen den echten glaube. Nicht viel anders verhält es sich mit den Werken der Kunst, mit alten Bildern, Plastiken, Kupferstichen, Münzen und den Erzeugnissen des alten Kunstgewerbes, mit Möbeln, Gläsern, Töpfereien, Geweben und Metallarbeiten. Die meisten Leute verstehen wenig von den Vortrefflichkeiten, sie nehmen sie auf Treu und Glauben hin. Selbst die größten Museen, welche von hervorragenden Gelehrten, von eminenten Fachkennern und Spezialisten geleitet werden, sind geübten Fälschern und Meistern im Betrug in die Falle gegangen, haben für teures Geld kunstvoll ausgeführte Fälschungen erworben, und die bewundernswürdigen Schätze erwiesen sich als „Mumpitz“. Es läßt sich ein dickes Buch darüber schreiben, und es ist auch schon mehr als eins geschrieben worden. Eudel erzählt in seinen „Fälscherkünsten“, deutsche Ausgabe von Bruno Bucher, recht muntere Einzelheiten, die, um eine stattliche Anzahl von neueren Thatsachen vermehrt, in dem kürzlich erschienenen Werk „Der Raritätenbetrug“ von Dr. Hans Groß wiederkehren und vom Standpunkte des Juristen scharf beleuchtet werden. Wenn nun den Museen und den Gelehrten, den Fachleuten und ihrer Erfahrung es so schwer fällt, sich vor kostspieligen Irrtümern und lächerlichen Blamagen zu schützen, wie steht es dann mit den privaten Sammlern, mit den armen Laien, die sich bei der Anschaffung von Raritäten und Kunstwerken mehr von einem dunklen Gefühl als von sicherer Erkenntnis leiten lassen, denen gründliche Bildung sehr häufig mangelt und die daher ansehnliche Summen für vollkommen wertloses Zeug verausgaben. Die Herstellung von nagelneuen Altstücken auf jedem Gebiet, das der Sammlereifer und die Mode des Sammelns sich erkor, wird heute im

großen fabrikmäßig praktiziert als statlicher Massenbetrieb. Die Nachfrage ist eben in den letzten dreißig Jahren merklich gestiegen. Das Echte und Wertvolle wurde immer seltener; die kleinen Städte, die abseits vom Verkehr liegen, sind alle durchsucht und abgegrast, und bis ins letzte Gebirgsdorf hinein, bis in den einsamsten Pfarrhof ist man gedrungen, um irgend etwas Wertvolles für einen Spottpreis, wo möglich für ein Trinkgeld zu ergattern und fortzuschleppen. Und jetzt wären wir auch schon bei der ethischen und bei der rechtlichen Seite angelangt. Es ist ungemein bedauerlich, daß die Rechtsbegriffe bei so vielen Sammlern und Händlern gar so merkwürdig dehnbar sind, und es scheint beinahe, als ob die Vorstellungen von Recht und Unrecht, von statthaft und unzulässig hier aufgehoben wären. Der Käufer will den Verkäufer und dieser jenen überbieten. Das vermögensrechtliche Moment spielt natürlich bei dem traurigen Handel die Hauptrolle; man wünscht sich zu bereichern, wo möglich ein Ding, das zehn Mark wert ist, für tausend zu verkaufen, und eines, das tausend Mark kosten sollte, wieder umgekehrt für zehn zu erwerben. Dieses Zahlenverhältnis ist keineswegs willkürlich gewählt, es dürfte sehr häufig der zu Grunde liegenden Differenz entsprechen. Aber dazu tritt noch das psychologische Moment, die liebe Gittelkeit der Halbkennerschaft. Jeder will die Sache am allerbesten verstehen, viel besser als jeder andre, die Merkmale der Echtheit, die kleinen Kennzeichen, die nur er für sich allein weiß und bei Leibe niemand sonst verrät, herausgefunden haben. Auf diese kleinen Kennzeichen hin, auf diese scheinbaren Nebendinge baut aber der kluge Fälscher seinen tückischen Plan auf. Hier wirft er seine Angeln aus, das ist die unreele Grundlage seines Gewerbes. Wenn er beispielsweise ein altes Delgemälde, einen Tizian oder einen Dürer herstellen will, so wird er auf das Bild selbst viel weniger sein Augenmerk richten als auf die Leinwand oder auf das Malbrett. Er wird alte Bauernleinwand nehmen oder neue in einem starken Labatsabjud mit etwas Leim kochen. Er wird nicht verfehlen, die Rückseite mit fein zerstoßenem Harz zu bestreuen, denn dann bleibt der Zimmer- oder Kornbodenstaub fester daran haften. Besonders Augenmerk wird er den kleinen geschmiedeten Nägeln zuwenden, welche das auf die Leinwand gemalte Bild an den Holzleisten des Blendrahmens festhalten; das Malbrett muß hinwiderum von Würmern zerfressen, morsch und gebräunt sein. Das ist alles zu machen und wird gemacht, sowie die Risse und Sprünge in der Malerei, welche, damit ihre zeichnerischen und koloristischen Schwächen verborgen bleiben, mit einer gehörigen Schmutzschicht dreist überpinselt werden. Das erinnert einigermaßen an die Praktiken ehrlicher Nothändler.

Im Kunstgewerbe wird, wie Dr. Hans Groß bemerkt, immer nur das gefälscht, was die Mode eben verlangt. Nichts begreiflicher, als daß man sich auch hier nach der Nachfrage richtet. Da giebt es denn ganze Fälscherschulen und Schwindelfabriken, zum Beispiel in Siena; zuerst verlegten sich die wackeren Herrschaften auf alte Einbände kunstvoller Art, später gingen sie zu Holzrahmen über und Holztaffetten mit Malerei. Als die Sammler damit hinreichend versehen waren, kamen Reisealtären aus dem dreizehnten Jahrhundert an die Reihe und die schmalen Streifen der Sockelbilder, wie die alten Florentiner sie liebten. Die Tanagra-Figürchen kennt wohl jedermann, die lieblichen kleinen Kunstwerke der Antike, aus Thon gepreßt und zart bemalt. Sie wurden in großen Massen auf den Kunstmarkt geworfen und waren zumeist in so vorzüglicher Weise hergestellt, daß die Unterscheidung zwischen echt und falsch ziemlich schwierig wurde. Doch nicht bloß das Kleine, Zierliche, auch das Kolossale wird gefälscht. Eudel erzählt, daß ein reicher Sammler eine überlebensgroße Statue des ägyptischen Königs Ramfès II. für 100 000 Franken erwarb. Sie stammte auch aus den Ruinen von Theben — angeblich — und war aus schwarzem Basalt gemeißelt — nicht minder angeblich. Es kam aber doch nach einiger Zeit heraus, daß der Basalt schwarzer Thonschiefer aus den Brüchen von Trelahze war und daß die in Paris erfolgte Anfertigung 1100 Franken beansprucht hat. In Italien blüht der Antiquitätenschwindel wo möglich noch üppiger als bei uns in Deutschland. Sieht man sich bei einem Antiquar in Venedig um, so findet man alles, was ein alter Doge zu seinem luxuriösen, standesgemäßen Leben bedurfte. In Rom und in Neapel werden die antiken Ausgrabungen kultiviert, in Florenz die Zeiten der Medici. Es ist aber alles, vom ersten bis zum letzten Stück, gründlich falsch. Die leichtgläubigen Fremden kaufen es deswegen doch für echt und bezahlen es auch für echt. In Frankreich sind die Schüsseln von Bernhard de Palissy aus dem sechzehnten Jahrhundert ungemein beliebt; sie werden nachgemacht in Tours, Paris und Nürnberg. Man kann bei den betreffenden Fabrikanten ganze Wagenladungen davon für ein billiges haben, aber die klugen „Kenner“ ziehen es vor, ihre Palissys zu „entdecken“, dort zu entdecken, wo man sie eigens für sie versteckt hat, und

Ein gefährlicher Sport.

Originalzeichnungen mit Text von Joh. Bahr.



„Der edle Skilauf ist auf Vort
Der schönste und der beste Sport!“



Denn hat man erst in ein'gen Stunden
Die Anfangsgründe überwunden,



Risikiert man bald 'nen kleinen Sprung,
Sowie den Telemarkerschprung.



Schlägt man auch einen Purzelbaum,
So spürt man doch die Folgen kaum.



Man fällt ja in den weichen Schnee
Und thut sich absolut nicht weh!



Und preist den edeln Sport dabei,
Weil dieser so gefahrlos sei!“



So spricht Herr Feg und laufet munter
Vom Berge in das Thal hinunter.



Doch von der andern Seite, da
Raht tausend Fräulein Rosima.



Ein Strach läßt sich nicht mehr vermeiden,
Und eng umschlungen sind die beiden.



Die Schwiegermutter tritt im Nu
Aus dem Gebüsch auch herzu.



So gehen sie nach Haus selb' drei,
Und mit dem Sport ist's heut vorbei.



Der Skilauf, dies hat er erfahren,
Birgt doch auch mancherlei Gefahren.

BAHR

weil die echten Schüsseln zuweilen einen unangenehmen Geruch verbreiten, müssen auch die nagelneuen in halb verwestem Wein gekocht werden, damit auch sie diese empfehlenswerte Eigenschaft mit ihren großen Vorbildern teilen. Wir haben von dem „Entdecken“ gesprochen. Tag für Tag wird „entdeckt“, namentlich in Florenz und Umgegend. Da werden glasierte Thonreliefs, natürlich eigenhändige Originalwerke des großen Luca della Robbia, die über Haustüren und Kapelleneingängen hängen, abgenommen, und es ist nur befremdlich, daß am nächsten Tag ein ziemlich ähnliches Ding an derselben Stelle prangt und auf einen Narren wartet.

Damit sich aber die Laien ein wenig trösten, seien ihnen ein paar Stücken zum besten gegeben, aus denen sie ersehen mögen, wie es den Gelehrten ergeht. Im Jahre 1824 entdeckte der Maurermeister Kaufmann in Rheinzabern einen antiken römischen Ziegelbrennofen. Das warf ihm einen hübschen Gewinn ab und er beschloß, noch mehr derartiger Densen zu entdecken. Bis 1840 hatte er 40, bis 1862 117 solcher Densen der staunenden Mitwelt geschenkt. Natürlich fanden sich darin zahllose römische Gefäße vor, welche die großen Museen zu erwerben sich beeilten. Weil die Inschriften aber immer krauser und seltsamer wurden, schöpfte das bayerische Staatsministerium Verdacht, jedoch eine Autorität beruhigte die zweifelnden Gemüter. Als aber Kaufmann 1860 gar ein Relief dem Schoße der Erde entzog, worauf der Kaiser „Autonosia“ abgebildet war, wie er auf einem Roß reitet, das Reichsschwert in der Hand, eine Vodenperücke auf dem Haupt, mit Stulpenstiefeln an den Beinen, da war es denn doch des Guten ein wenig zu viel. An eine Verfolgung dachte niemand, man ließ den Schwindler laufen, die Blamage wäre zu groß gewesen. Aus neuerer Zeit wäre zu melden, daß gelehrte Herren sich von Pfahlsausfunden bethören ließen, und daß 1881 Streitkräfte, Kolben, Feuersteinbäume auftauchten und in Museen Eingang fanden, obwohl sie, wie sich später herausstellte, von listigen Arbeitern eines Kreidebruchs in Massen erzeugt worden waren. Vielleicht ist noch in Erinnerung, daß vor einigen Jahren die goldene Mitra des Königs Artaphernes, ein Hauptstück von unerhörter Kostlichkeit, mit figuralem Darstellungen übersät, mit griechischen Inschriften bedeckt, den ersten Museen Europas zum Kauf angeboten wurde. Da die Besitzer aber einen unglaublich hohen Preis dafür verlangten, welcher die zur Verfügung stehenden Mittel zumeist weit überstieg, mußten die meisten Sammlungen zu ihrem Leidwesen auf die Erwerbung verzichten und dem besser dotierten Pariser Louvre die Herrlichkeit überlassen. Der Ankaufspreis war, wenn ich nicht irre, etwa 100 000 Franken. Wo sich die Krone dermalen befindet, ist nicht bekannt; die verspätet angestellte Prüfung ergab eine mit erstaunlichem Raffinement angefertigte Fälschung, welche ein Unternehmertonfitorium in der Krim zuwege gebracht hatte. Hier müssen aber unbedingt gelehrte Archäologen ihre Mithilfe zur Verfügung gestellt haben, sonst wäre die Herstellung in so kunst- und sinnreicher, echt wissenschaftlicher Weise nicht möglich gewesen.

Allgemein bekannt ist, daß alle Monogramme und Namensfertigungen der Meister auf ihren Werken oft in der unerschämtesten Weise gefälscht werden, ebenso die Punzen, Feingehalts- und Meisterzeichen auf Silbergeräten und Goldgefäßen. Häufig werden die echten ausgeschnitten und auf falsche Gegenstände gelötet. Möbel werden gefälscht nach Herzenslust. Beliebt ist die folgende Form des Verkaufes: Man bringt die Sache zu einer armen Witwe und läßt eine kleine Küchenszene aufspielen. Musikinstrumente, namentlich Geigen, sind seit Jahrhunderten ein beliebtes Objekt der Fälschung. Wenn Straduari alle die Geigen gemacht haben sollte, die seine Zettel tragen, so hätte er nicht achtzig, sondern achthundert Jahre alt werden müssen. Interessant ist vielleicht die Tatsache, daß sogar Fälschungen gefälscht werden, namentlich die falschen Kaiserminzen des Cavino, die schöner sind als die echten. Echte alte Porzellanter, die unbemalt geblieben sind und rückwärts das echte Fabrikzeichen von Meissen oder Sevres tragen, werden stillgerecht neu bemalt, und was mit alten Büchern für Schwindel getrieben wird, davon ließe sich lang erzählen. Echte Bucheinbände werden mit Werken kombiniert, zu denen sie niemals gehört haben. Das ist ungefähr so, wie jene Art der Fälschung von Münzen, die ebenfalls auf Kombination beruht. Man sagt echte antike Münzen auseinander und fügt Avers und Reverse zusammen, die niemals zusammengehört haben. Der menschlichen Leichtgläubigkeit läßt sich sehr viel zumuten, und sie übertrifft, wenn die Behauptung nur mit der nötigen Unerschämtheit auftritt, die kühnsten Erwartungen. Im Jahre 1896 kaufte der Mathematiker Michel Chales von einem Herrn Brain-Lucas für 140 000 Franken Handschriften; darunter befand sich ein Liebesbriefchen der Königin Kleopatra an Pompejus und eines an Cäsar, Berichte des Statthalters Pontius Pilatus an den Kaiser Tiberius in Rom amtlichen Charakters,

ferner einige Bettelbriefe des armen Lazarus, worin dieser dem heiligen Petrus seine bedrängte und klagenwerte Lage ausführlich schildert; Vercingetorix schreibt an Julius Cäsar, und ähnlicher Unsinn mehr. Daß ein vernünftiger Mensch hier nicht mißtrauisch werden sollte, scheint fast unbegreiflich. Ebenso wenig wunderte man sich, in thebanischen Gräbern der achtzehnten und zwanzigsten ägyptischen Königsdynastie Porzellangefäße mit chinesischen Inschriften auszugraben. Wie kam China nach Ägypten in dieser altersgrauen Zeit? Araber hatten die Gefäße dort hingebracht, wie sich später herausstellte. Chinesische Dichtungen des achten bis elften Jahrhunderts waren eingebrannt. Man glaubt aber doch immer wieder zuerst, ehe man sich die Mühe nimmt, der Sache gründlicher nachzugehen. Aus meiner eignen Erfahrung füge ich das Faktum hinzu, daß vor mehreren Jahren ein ziemlich bedeutender Wiener Antiquitätenhändler in Konfurs geriet und daß bei der Inventuraufnahme durch die sachverständige Schätzungskommission in dem ganzen großen, viele hundert Stücke von jeder Art Allfachen umfassenden Warenlager — sich auch nicht ein einziges echtes oder nur halb echtes aus echten und falschen Teilen zusammengefügtes Stück befunden hat. Es war alles Fälschung vom Anfang bis zum Ende und nagelneu, das Eisen wie das Porzellan, das Eisen und das Gold, die Stidereien, Gobelins und Gemälde. Ein altes Sprichwort sagt: „Die Welt will betrogen sein — also betrügen wir sie.“ Will denn die Welt wirklich noch immer betrogen sein?

Tragbare Maschinengewehre bei den deutschen Jägerbataillonen.

(Bild S. 239.)

Das Maschinengewehr hat nach vorangegangenen ausgedehnten Versuchen seine endgültige Einführung in das deutsche Heer gefunden. Im Etat von 1901 wurden zunächst fünf Maschinengewehr-Abteilungen verlangt, die nach erfolgter Bewilligung des Reichstags am 1. Oktober ins Leben getreten sind, und kürzlich hat die Budgetkommission noch sieben neugeforderte derartige Abteilungen bewilligt. Diese Maschinengewehr-Abteilungen werden den Jägerbataillonen und Infanterieregimentern angegliedert; es besteht die Absicht, sämtliche Armeekorps damit zu versehen. Die Maschinengewehre, nicht mit den sogenannten Maschinengewehren zu verwechseln, bilden ein Mittelding zwischen Gewehr und Geschütz; sie sehen einem leichten Geschütz sehr ähnlich, da der Gewehrlauf in einem weiten Bronzerohr lagert. Unfre, nach dem Maximsystem eingerichteten Maschinengewehre wirken bis auf 3000 Meter und darüber; sie gestatten, 500 Schuss und darüber in der Minute pro Gewehr abzugeben! Sie stehen beim Transport auf Proben und werden mit Pferden gefahren; da sie aber das Feuer der ausschweifenden Infanterie verstärken sollen, so müssen sie den Schützenlinien folgen. In bedecktem Gelände ist das den fahrenden Maschinengewehren nicht möglich. Man hat sie deshalb neuerdings auch zum Tragen eingerichtet. Zwei Mann heben das Maschinengewehr von der Proke ab und eilen damit im Laufschrift in die ausgewählte Position. Sie können dabei jede Deckung benutzen wie die ausgeschweiften Infanteristen. Bei jedem Maschinengewehr befindet sich noch ein Mann (Unteroffizier oder Gefreiter) zum Zielen und ein Mann zum Tragen der Patronenlasten. Letzterer reguliert auch beim Feuern den ungehörten Ablauf des Patronenbandes, der automatisch erfolgt. Das Patronenband liegt zickzackförmig eng zusammengebrückt im Patronenkasten, um den Raum möglichst auszunutzen. Alle Mannschaften liegen, sitzen oder knien, um recht wenig Zielpunkte der feindlichen Artillerie zu bieten. Wird das Feuer der letzteren trotzdem unangenehm, so werden die Maschinengewehre aufgenommen und in eine andre Position getragen.

Bunte Blätter.

Seltene Wintergäste. Seit ungefähr zehn Jahren erscheint mit Winters Eintritt in den Straßen des am Harz gelegenen Bergstädtchens St. Andreasberg eine vollständig zahme Hirschkuh, Mele genannt. Vor den Häusern, wo sie gewöhnlich etwas gereicht erhält, bleibt sie stehen und pocht mit der Schnauze gegen das Fenster, bis sie ihre Gabe, ein Stüchchen Zucker oder dergl., bekommen hat. Mele, die seinerzeit in der etwa 12 Kilometer entfernten Forsterei Oberbrück mit der Flasche aufgezogen wurde, weil während der guten Jahreszeit auch jetzt noch in den dortigen Wäldungen; wenn aber der erste Schnee fällt, begibt sie sich nach Andreasberg, um erst mit Eintritt des Frühjahr wieder zu verschwinden, meist an dem Tage, da die Kühe erstmals ausgetrieben werden. Sie hat im vorigen Sommer ein Kälbchen geworfen, und dieses, das jetzt schon beinahe ebenso groß ist wie die Mutter, mit nach Andreasberg gebracht. Beide Tiere durchstreifen tagsüber die Straßen und werden von den Bewohnern, die große Stücke auf diese seltenen Wintergäste halten, in freigebigster Weise gefüttert; ihr selbstgewähltes Nachtquartier nehmen Mutter und Kind stets auf einem bestimmten Heuboden. Das junge Tier ist fast noch zahmer als die alte Hirschkuh und weicht dieser nicht von der Seite. Interessant ist es zu sehen, wenn die Alte ihm Unterricht im Springen erteilt; sie springt zuerst vor und läßt dann das Junge den gleichen Sprung machen, den die Mutter genau beobachtet. Fällt er nicht befriedigend

aus, so treibt sie das Junge zurück und läßt es den Satz über Graben oder Baum so lange wiederholen, bis er tadellos gelingt. (Bild S. 339.)

Musikalischer Effekt. Als Hector Berlioz (1803—1869), der erst nach seinem Tode in seinem Vaterlande Frankreich als Komponist zur Geltung gelangt ist, noch Schüler des Pariser Konservatoriums war, las bei einer Prüfung Cherubini, der Direktor der Anstalt, eine seiner Partituren durch. Das Werk des jugendlichen „Stürmers und Drängers“ war mehr pompös und lärmend als fein und melodisch und schien den Beifall des Komponisten des „Wasserträgers“ nicht zu finden. „Was bedeuten diese zwei Takt-pausen?“ fragte er endlich den Prüfling. — „Ich glaubte,“ erklärte Berlioz, „durch diese Pausen einen Effekt auf die Zuhörer zu erzielen.“ — „So,“ erwiderte der etwas mür-rische Cherubini, „Sie glaubten das? Nun, der Effekt wäre vielleicht noch größer, wenn Sie alles übrige weg-strichen.“

Verschiedene Auffassung. Der berühmte Zoologe Ludwig Johann Rudolf Agassiz (1807—1873) sah eines Tages in New York bei einer Mahlzeit neben einer der dortigen Finanzgrößen, der ihm anvertraute, daß er sich früher auch sehr für Naturwissenschaften interessiert, dann aber im Drange der Geschäfte deren Studium vernachlässigt habe. „Ich wurde Banquier und bin nun, was ich bin,“ schloß er in einer großartig selbstzufriedenen Weise. Agassiz dagegen erzählte, wie ihm sein Vater nach dem Austritt aus der höheren Schule eine Lehrstelle in einem Bankhause verschafft, daß er ihn aber flehentlich gebeten habe, ihn noch ein einziges Jahr, dann noch eines und endlich ein drittes studieren zu lassen, und wie nach Ausnutzung dieses letzten Jahres sein Schicksal entschieden gewesen sei. „Sie sehen nun, daß ich ohne jene Beharrlichkeit von damals heute nichts sein würde als ein Banquier,“ endete der Gelehrte, während der eingebildete Geldmensch ein sehr verdüstertes Gesicht machte.

Ein großer Druckfehler. Der Theologieprofessor Lange in Rostock war ein Original und besaß einen beißenden Witz. Einmal disputierte er mit einem Kollegen über dessen soeben erschienenen Buch. Wenn er den Autor in die Enge getrieben hatte, suchte sich dieser jedesmal damit herauszureden, die Stelle sei verdruckt. Da meinte zuletzt Lange ganz trocken: „Nun, dann thäten Sie wohl am besten, Herr Kollege, das ganze Buch für einen Druckfehler zu erklären!“

Die heldenmütigen Borarlbergerinnen. Nachdem die Schweden am 4. Januar 1647 Bregenz erobert hatten, schändeten während der nächsten Zeit die zuchtlosen Feindebscharen in der ganzen Umgegend plündernd, raubend und mordend umher. Auch zwei Compagnien Brangelscher Reiter, die zu Lingenau im vorderen Bregenzerwald im Quartier lagen, verübten dort alle erdenklichen Greuel und Gewaltthaten, und als sie erfuhrten, daß die Weiber und Kinder sich auf hochgelegene Alpen geflüchtet hatten, wollten sie auch dorthin einen Streifzug unternehmen. Sobald dies die Weiber in den Alpen von Egg, Andelsbuch und Schwarzenberg in Erfahrung brachten, trafen sie voll männlichen Mutes eilends und in aller Stille ihre Vorbereitungen. Ahnungslos setzten die Schweden über die Subersach und stiegen dann die jenseitige Höhe zum Weiler Fellenbach hinan, als sie plötzlich von der Schar todesmutiger Weiber angegriffen wurden. Obwohl die wackeren Frauen nur über höchst primitive Waffen verfügten, wußten sie diese doch so trefflich und nachdrücklich zu gebrauchen, daß kein einziger von den Schweden davonkam. Bis auf den letzten Mann erlag die zuchtlose Schar diesen heldenmütigen Vaterlandsverteidigerinnen. Die Erschlagenen wurden an Ort und Stelle auf der blutgetränkten Walfeldt verscharrt, die davon noch heute „die rote Egge“ heißt. — Ein Gegenstück dazu weiß die Geschichte von Borarlberg aus der Zeit der französischen Invasion während des spanischen Erbfolgekrieges zu vermelden. 1200 französische Fußtruppen und 200 Reiter kamen in der Nacht auf den 1. November 1744 möglichst geräuschlos aus ihrem Lager bei Herdranz über Heimenkirch nach Weiler gezogen. Von dort gedachten sie über Sulzberg in das Land einzudringen und vor allem Bregenz zu nehmen. Die Schanzen von Sulzberg hatten die Borarlberger in Voraussicht eines Angriffs von jener Seite gut besetzt. Es stand dort außer den Sulzbergern noch der ganze Landsturm des Bregenzerwaldes, allein am 1. November war man noch keines Ueberfalls gewärtig. Deswegen befand sich ein Teil der Besatzung des Allerheiligsten halber in der Kirche, ein anderer hatte sich in den umliegenden Dörfern zerstreut. Völlig überraschend tauchten früh um halb acht Uhr die Feinde vor den Schanzen auf, in denen nur etwa 150 Mann unter Hauptmann Stöckler zurückgeblieben waren. Von diesen eilten sofort etwa fünfzig in das Vorgelände, um von dort, durch Buschwerk gedeckt, den anrückenden Franzmännern wohlgezielte Schüsse zuzuschicken. Die Uebermacht der feindlichen Schar war jedoch eine so gewaltige, daß die Verteidigung der Schanzen ziemlich ausichtslos erscheinen mußte. Kaum aber waren die ersten Schüsse gefallen und die übrigen Mannschaften auf die Wälle geeilt, als auch schon aus den weiter rückwärts gelegenen Höfchen und Weilern die zur Bereitung der Mittagsmahlzeit daheimgebliebenen Weiber herbeieilten. Wie auf Verabredung stürmten sie, obwohl niemand an eine solche Ueberraschung gedacht hatte, einmütig herbei, nur mit Sensen und Mistgabeln bewaffnet. Tapfer stellten sie sich in die Gefechtslinie, um diese zu verstärken, und in der That gelang es, dem ersten Ansturm der Feinde so lange stand zu halten, bis die mittlerweile aus allen Kräften geläuteten Sturmglöden die nötige Hilfe herbeigerufen hatten, unter deren Mitwirkung man alsdann nicht nur den Angriff abwehrte, sondern die Franzosen sogar bis Weiler zurückdrängte.

M. P.

Was giebt es Neues?



Das Blindenheim für die Provinz Posen in Bromberg.

Wohlfthätigkeit.

In der Stadt Bromberg ist im vorigen Jahre das Blindenheim für die Provinz Posen eröffnet worden, das, aus dem Ertrage milder Beiträge errichtet, gegenwärtig von 30 weiblichen Blinden bewohnt wird, nach und nach aber 45 bis 50 Personen Unterkunft und Pflege gewähren soll. Das Heim ist entstanden auf Anregung des Vereins zur Fürsorge für die Blinden der Provinz Posen, der sich die Aufgabe gestellt hat, den aus der Provinzial-Blindenanstalt als ausgebildet entlassenen Jünglingen behilflich zu sein, ihre in der Anstalt gewonnene Erwerbsfähigkeit zu verwerten, sie in der Not zu unterstützen, sowie auch älteren, noch nicht ausgebildeten Blinden Gelegenheit zur Ausbildung und Beschäftigung zu geben. Der Haushaltungsplan des Blindenheims schloß im vorigen Jahre in Einnahmen und Ausgaben mit 10250 Mark ab. Außer diesem Zweige liegt der Thätigkeit des segensreich wirkenden Vereins noch die Obhut über 51 männliche Blinde ob.

Länder- und Völkerkunde.

La Guaira in Venezuela. In der südamerikanischen Föderativrepublik Venezuela geht es zurzeit drunter und drüber, und zu den inneren Wirren und Kämpfen haben sich Verwicklungen mit dem Ausland, insbesondere mit Deutschland, gesellt. Zwar ist für die Mißhandlung zweier Unteroffiziere des deutschen Kreuzers „Vineta“ durch Polizisten in Puerto Caballo Genugthuung gegeben und gegen den freigesprochenen Mörder des Kaufmanns Schlüter in Curacao auf Beschwerde der deutschen Regierung ein neuer Prozeß

beweist der soeben erschienene V. Band der Neuen Revidierten Jubiläums-Ausgabe. Wieder reich mit bunten und schwarzen Tafeln, Karten und Textabbildungen ausgestattet, ist er von ganz besonderem Interesse durch die nicht weniger als 350 Spalten füllenden Artikel über Deutschland, welche von 27 Tafeln und 4 Tabellen begleitet sind. Gerade jetzt, wo der Reichstag mit einer der schwierigsten wirtschaftlichen und politischen Fragen, dem in jedermanns Lebensinteressen eingreifenden Zolltarif, beschäftigt ist, bedarf man dieses besten Handbuchs über Deutschland. Bei einem flüchtigen Durchblättern des stattlichen Bandes in modernem Gewande fällt einem in die Augen, wie sehr der „Neue Brockhaus“ in allen seinen Teilen aus der unmittelbaren Gegenwart geschöpft ist. Wir finden die neuesten Volkszählungen von 1900 und 1901, neu aufgetauchte Persönlichkeiten von allgemeinem Interesse, die neuesten Fortschritte und Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektrizität, die amtlichen Bestimmungen elektrischer Einheiten und den Diebstahl von Elektrizität. Karten und Städtepläne sind nach den neuesten Quellen bearbeitet. Besonders möchten wir aufmerksam machen auf die Artikel Ehe, die nach den Bestimmungen des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches umgearbeitet und wie alle juristischen Artikel für jeden Laien verständlich sind. Auch das in Oesterreich und der Schweiz geltende Recht ist überall besonders ausführlich berücksichtigt.



Mit Genehmigung von J. E. Schönmacher, Leipzig, Berlin.

Ernst Wichert †.

Denkmäler.

Der Kaiser Wilhelm-Turm auf dem „Halla“ in der Bürgermeisterei Stoppenberg. Die größte Landbürger-

eingeleitet worden, aber die Vergewaltigung der deutschen Eisenbahninteressenten ist bisher ohne Sühne geblieben. Der Forderung einer solchen stärkeren Nachdruck zu geben, gingen um die Weihnachtszeit bei La Guaira zwei deutsche Kriegsschiffe vor Anker, denen noch zwei weitere folgen sollten. Auch ein italienisches und ein österreichisches Kriegsschiff ankerten daselbst, und nordamerikanische Kriegsschiffe wurden erwartet. La Guaira, auf einer schmalen Küstenebene am Fuße der Cordillerenkette gelegen, ist der wichtigste Seehafen Venezuelas und zählt mit den Vorstädten etwa 20 000 Einwohner.

Litteratur.

Welches Musterwerk

der „Brockhaus“ ist,

meisterei des Deutschen Reiches ist die industriereiche, gegenwärtig 63 000 Seelen zählende Bürgermeisterei Stoppenberg, dicht an der Grenze zwischen Rheinland und Westfalen. Dort steigt, etwa halbwegs zwischen den beiden Bergbauzentren Essen und Gelsenkirchen, aus der von Ruhr und Emscher begrenzten Ebene ein bewaldeter Hügel, der „Halla“, empor, auf dessen Kuppe sich der Kaiser Wilhelm-Turm erhebt. Der am 10. Juni 1899 feierlich eingeweihte, dem Andenken des ersten Deutschen Kaisers geweihte Bau hat oben Zinnen und läuft in eine weithin glänzende Kaiserkrone aus; ein von Kaiser Wilhelm II.



Der Kaiser Wilhelm-Turm auf dem „Halla“.

geschenktes Geschütz steht auf der Terrasse vor dem Turm. In der mit einer Büste Kaiser Wilhelms I., mit Wand- und Glasgemälden reich geschmückten Gedächtnishalle des Turmes waren gelegentlich des in Essen abgehaltenen Abgeordnetentages der Vereinigung deutscher Marinevereine die Vertreter der letzteren zu einer erhebenden



Die Gedenktafel im Kaiser Wilhelm-Turm.



Der Hafen von La Guaira in Venezuela.

Phot. E. Kroschberger.

Gedenkfeier am 22. Juli 1901 versammelt. Auch die Vertreter des 2000 alte Soldaten umfassenden Bundes der Kriegervereine der Bürgermeisterei Stoppenberg hatten sich dazu eingefunden, so daß sich jener Festakt zu einer würdigen Feier der Waffenbrüderschaft zwischen Heer und Flotte gestaltete. Um die Erinnerung daran für alle Zeiten festzuhalten, beschloß der Vorstand der Vereinigung deutscher Marinevereine, eine monumentale Gedenktafel mit entsprechender Inschrift für den Turm zu stiften, die nun kürzlich vollendet und der Turmbauverwaltung in feierlicher Weise übergeben worden ist. Reiche Symbolik aus dem Seemannsleben, welche die Inschrift umrahmt, macht diese von A. Schöndt-Kiel entworfene Gedenktafel zu einem hervor-



Die Hirschjagd von St. Andreasberg. (Text S. 337.)

Phot. J. P. G. Tuberjahn.

ragenden Kunstwerk, würdig, von der treuen Kameradschaft zwischen Landheer und Kriegsmarine kommenden Geschlechtern Kunde zu geben.

Vereinswesen.

Das Zentralkomitee der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz hat der Deutschen Burenzentrale (München, Wilhelmstraße 2) 5000 Mark für die in englischer Kriegsgefangenschaft schmachtenden Deutschen überwiesen. Die Sammlung der Zentrale ist dadurch auf 108 000 Mark angewachsen.

Stiftungen.

Der Herausgeber der „Chemiker-Zeitung“, Professor Dr. G. Krause in Rötten, hat anlässlich des fünfundsiebenzigjährigen Bestehens dieser trefflichen Fachzeitschrift der Deutschen chemischen Gesellschaft zur Förderung ihrer Zwecke 10 000 Mark gespendet.

Verkehr.

Der Karlsruher Rheinhafen. Die jüngste größere Schöpfung der unter thatkräftiger Leitung in stetem Aufschwung begriffenen badischen Residenzstadt ist der in der Niederung westlich des Stadtteils Mühlburg gelegene Rheinhafen; er erstreckt sich bis zum Fuße des Hochgestades und steht durch einen 1900 Meter langen Kanal in offener Verbindung mit dem Rhein. Die derzeitige Anlage besteht aus zwei Hauptbecken, dem Mittelbecken, dem Südbecken und einem kleineren Becken für den Petroleumverkehr. Die Vereinigungsstelle der drei Becken vor dem Uebergang in den Kanal dient als Schiffsverladeplatz. Südlich der Mündung in den Rhein befindet sich vor der Einfahrt in den Kanal ein Vorhafen. Für die künftige Vergrößerung ist ein weiteres, zum Südbecken symmetrisch ausgebildetes Hafenbecken auf

den Mann“ geprüft werden, das heißt in einem kleinen Teiche sollen sie an einer Gliederpuppe ihre Schwimm-

der Nordseite des Mittelbeckens in Aussicht genommen. Die Gesamtanlage des Hafens samt dem Kanal zum Rhein, den Dämmen und Verbindungswegen umfaßt eine Fläche von 135 Hektar.

Polizeiwesen.

Das Pariser Rettungswesen hat einen neuen Zuwachs bekommen durch Polizeihunde. Außer den beiden bisherigen starken Neufundländer hat der tüchtige und beliebte Polizeipräsident von Paris neuerdings sieben prächtige Hunde von erlesenem Wuchs angekauft, die kürzlich zum erstenmal alle zusammen am Rande der Seine spazieren geführt wurden. — Nun sollen sie in ihrer Dressur „auf

Gestorben.

Ernst Wichert, der erfolgreiche Bühnen- und Romandichter, ist am 21. Januar in Berlin dahingeshieden. Zu Insterburg am 11. März 1831 geboren, widmete er sich der Rechtswissenschaft und wurde, nachdem er etliche Jahre in kleinen Ortschaften Litauens thätig gewesen, 1877 an das Oberlandesgericht zu Königsberg berufen. Von hier kam er 1887 als Kammergerichtsrat nach Berlin und trat 1896 mit dem Titel Geheimer Justizrat in den Ruhestand. Der deutschen Bühne hat Wichert eine Reihe wirklicher Stücke geliefert — es seien vor allem „Narr des Glücks“ und „Ein Schritt vom Wege“ erwähnt —, und auch im Roman wie in der Novelle schuf er Hervorragendes. Sein Bestes gab er in jenen Erzählungen, deren Stoff seinem heimatlichen Boden entlehnt war: den „Litauischen Geschichten“. In einer Selbstbiographie: „Nichter und Dichter“ findet man wertvolle Beiträge zur Zeitgeschichte.

In der Nacht zum 21. Januar verschied in München Geheimrat Prof. Dr. H. von Ziemssen, der berühmte Kliniker. Am 13. Dezemb. 1829 in Greifswald geboren, machte er die ersten medizinischen Studien in seiner Vaterstadt, woran sich weitere Studien in Berlin und Würzburg schlossen. Im Jahre 1856 habilitierte er sich in Greifswald als Privatdozent. 1864 wurde er als Pro-



Prof. Ziemssen, München.

Hugo von Ziemssen †.

fessor der Therapie und Pathologie nach Erlangen berufen, von wo er 1874 als Leiter der ersten medizinischen Klinik und Direktor des großen Krankenhauses nach München berufen wurde. Wie sich Ziemssen um die Sanitätsverhältnisse der bayerischen Hauptstadt unvergängliche Verdienste erwarb, so wirkte er durch seine Forschungen und Schriften fruchtbringend für die medizinische Wissenschaft der gesamten Welt. Seitens der Regierungen, der Akademien und Universitäten wurden ihm die höchsten Ehren erwiesen; für seine Thätigkeit im Feldzuge von 1870/71 erhielt er das Eisene Kreuz.



Verbindungsgang mit dem kgl. Residenzschloß.

Das Stuttgarter Hoftheater am Morgen nach dem Brande (Hinterfront mit Maschinenhaus). (Text S. 323.)

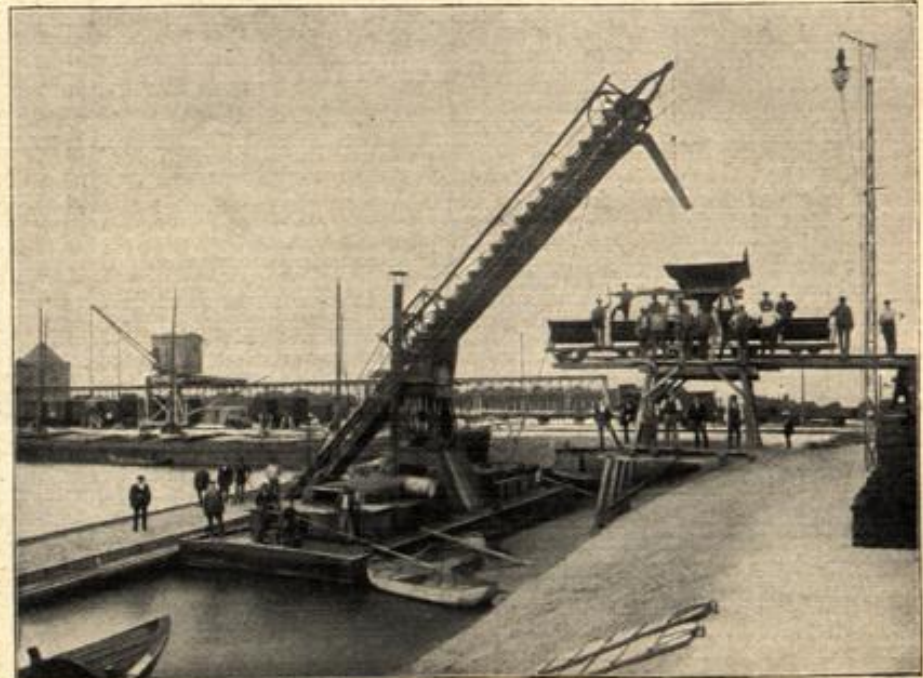
Kunst. von F. J. Schöner, Stuttgart.

kunst zeigen, und auch wie schnell sie eine Person aus dem Wasser an das Land bringen können.

ihm die höchsten Ehren erwiesen; für seine Thätigkeit im Feldzuge von 1870/71 erhielt er das Eisene Kreuz.



Elektrischer Kran, Kohlen ausladend.



Ries-Elevator.

Bilder vom neuen Rheinhafen bei Karlsruhe. Nach photographischen Aufnahmen von H. Morat in Karlsruhe.

